

Sezession



Vorwärts immer

Autorenporträt
Gene Sharp

Benedikt Kaiser
Industrie 4.0

Michael Wiesberg
Disruption

Lutz Meyer
Demokratie?

Martin Lichtmesz
Demobilisierung

78

Juni 2017
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich)
und Erik Lehnert.

15. Jahrgang, Heft 77,
April 2017

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das Einzel-
heft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten.

Wer *Sezession* für mehr als lesens-
wert hält, kann ein Förderabonne-
ment (75 €/sechs Hefte) zeichnen.
Das normale Jahresabonnement
(sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt
35 € (junge Leser in Ausbildung),
jeweils inkl. Versand. Auslandsa-
bbonnenten bezahlen zusätzlich 10 €
Porto im Jahr.

Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlän-
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten als Kurzbeitrag
9000 und als Grundlagenbeitrag
15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen)
umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 90 43 99
Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Bild und Text

- 2 **Der bewegte Mann**
Ellen Kositzka

Grundlagen

- 4 **Autorenporträt Rolf Peter Sieferle**
Michael Wiesberg
- 10 **Das Recht des Fremdlings**
Thomas Wawerka
- 14 **Blinde Flecken**
Frank Lisson
- 18 **Selbstverständlichkeiten**
Götz Kubitschek
- 22 **Konservative im Widerstand**
Autorenkollektiv
- 26 **Geschlecht, Kultur, Natur**
Sophie Liebnitz
- 30 **Gremliza – Der Pate der Antideutschen**
Siegfried Gerlich
- 34 **Meme: kognitive Biowaffen**
Nils Wegner
- 40 **Glossarium für den Psychokrieg**
Caroline Sommerfeld

Kurzbeiträge

- 42 **Neues von der Geschlechterfront**
Ellen Kositzka
- 44 **AltRight im Wandel**
Nils Wegner
- 46 **Mosaik-Rechte und Jugendbewegung**
Benedikt Kaiser

Bildinnenteil

- 48 **Der ruhmreiche Februar**

Debatte

- 54 **Armut und soziale Gerechtigkeit**
Benedikt Kaiser und Felix Menzel

Bücher

- 60 **Sprengkraft der Klassiker-Lektüre**
Gespräch mit Günter Scholdt

Rezensionen

Sieferles Geist

von Götz Kubitschek

Mitte Mai nahm sich Jan Grossarth in der FAZ unter dem Titel »Am Ende rechts« die nachgelassenen Werke des Kulturphilosophen Rolf Peter Sieferle vor: Er machte geistiges Gift aus. Sieferle sei seit 2014 nicht mehr der Alte gewesen, sondern »verbittert, todernst, vereinsamend«. Aus einer teils krankheitsbedingt aussichtslosen Lebenssituation heraus hätten dann Texte wie *Das Migrationsproblem* oder eben *Finis Germania* entstehen können, und Sieferle habe, da er sich im September 2016 umbrachte, gar nicht wissen können, daß und wo sein letztes Werk erscheinen würde.

Hatte Sieferle bloß vergessen, das, was an ihm »nicht mehr der Alte« war, in den Papierkorb zu verschieben? Mitnichten: Sein Rechner sei aufgeräumt gewesen, gelöscht all das, was für eine Veröffentlichung nicht vorgesehen war, berichtet ein Freund Sieferles, Raimund Th. Kolb, im Nachwort zu *Finis Germania*. »Das letzte Buch hätte er niemals schreiben dürfen«, zitiert Grossarth einen anderen Freund, leider anonym, und er ist sich sicher: Am Grab jedenfalls habe die Wissenschaft »um den alten Sieferle« geweint und nicht um jenen, dessen geistige Schlußsteine seine Witwe uns Verlegern anvertraute.

Das alles – die Wertung, der Ton, die Herleitung der späten Schriften aus Krankheit und Kränkung – ist arrogant. Grossarth steht mit seiner Arroganz aber nicht allein da, sondern darf sich in Gemeinschaft wissen mit den vielen anderen Intellektuellen und Köpfen, die spätestens 2014 ihr Denken einer krassen Form der geistigen Parteidisziplin unterworfen haben. Nicht, daß es zuvor besonders viel Unabhängigkeit und Bandbreite in den Geistes-, also Deutungswissenschaften gegeben hätte. Daß aber ein Staatsstreich von oben, ein Willkommenstaumel bar jeder Vernunftgrundlage und ein nachgereichtes, mittlerweile bereits ein gutes Jahr andauerndes Geheuchel der Verantwortlichen von der universitären Welt beinahe lückenlos begrüßt, unterstützt, zurechtgelo-gen und mit Tabus bewehrt wurde und wird, ist ein Offenbarungseid, und vielleicht sollte man den Begriff der geistigen Parteidisziplin noch steigern und von einer Art gegenseitiger Gleichschaltung sprechen: Ganze Fachbereiche sind gesäubert von jenen, die eine abweichende

Sicht einnehmen könnten. Als neu und gewagt gilt nicht mehr der Widerspruch (er ist unstatthaft!), sondern die Steigerung des Applauses ins Irrwitzige: Parteitagsatmosphäre, geglättetes Denken, 102 Prozent Zustimmung.

Jede Überspannung aber führt zur Erschlaffung. Die Arroganz derjenigen, die meinen, man könne über Gesellschaftsschwellen hinwegsteigen und hernach noch immer »der Alte« sein, ist die Haltung jener, die den Paradigmenwechsel verpassen werden. Grossarth selbst gibt uns in seinem Text einen Hinweis. Einer der anonymen Freunde wird mit den Worten zitiert: »Wir drehen derzeit fast alle nach rechts.« Ja, so ist es wohl. Bißchen spät vielleicht, Sieferle war schon viel früher in der Lage, die Zeichen der Zeit, die blauäugige, verfrühte Freude über den liberalen Endsieg zu begreifen und skeptisch zu hinterfragen oder gar zurückzuweisen. Aber egal: Nun drehen der-

zeit also fast alle nach rechts, das können wir bestätigen, denn manche davon stehen einfach vor unserer Haustür und wollen reden, und dann reden wir.

Es könnten nicht zuletzt die nachgelassenen Werke Sieferles sein, die jene, welche sich drehen, darin bestärken, daß sie sich zu Recht von dem abwendeten, was sie bisher für geistige Nahrung oder eine stimmige Deutung hielten.

Finis Germania: Sieferle sammelte die Gä-rung für dieses Büchlein an, es ist eine Essenz seiner Schlußfolgerungen aus einem jahrzehntelangen, intensiven, produktiven Lektüreleben. Was Grossarth in diesem Buch so rechts und radikal und die Schmerzgrenze der berüchtigten Zivilgesellschaft überschreitend hält, wird in ein paar Jahren die Normalität des Denkens sein, das geistige Basislager für die Erkundung ganzer Massive.

Mancher wird nach der Lektüre der ausgebeinten Analysen Sieferles zum Widerstand gegen das Geschwätz und zur Würde des klaren Denkens finden: Denn endlich war da einer, der sich nicht drückte, während er dachte, schrieb und ging. Dieser Geist kann nicht mehr in die Flasche zurückgepreßt werden. Und wenn Grossarth ihn einen Molotowcocktail gegen die Demokraten nennt, bitte, es gibt eben Bücher, die halbe Regalmeter überflüssig machen. Lesen kann brutal sein, wir haben kein Mitleid. ■



Wer sagt hier: afrikanischer Ausbreitungstyp?

von Ellen Kositzka

OMG! Wer eigentlich noch nichts weiß, kennt jedenfalls diesen Ausruf. Anders als andere Netzkürzel dieser Sorte ragt OMG, *Oh my God*, in die Sphäre des Transzendenten. Nun haben wir, knapp aus dem Alter der Netzkürzelnutzer heraus, einen neuen Rap-Gott. Oder Hip-Hop? Die Fachpresse ist uneins. Nicht über das Göttliche, sondern des Genres wegen. Es geht um Kendrick Lamar. Dunkle Hautfarbe, sozialisiert in einem kalifornischen Problembezirk – wie man sieht (am wenigsten: das Kalifornische). Das Video zum sogenannten Song »Humble« (dt. demütig, bescheiden), aus dem nebenstehendes Bild stammt, wurde im ersten Monat nach Veröffentlichung rund 150 Millionen Mal (allein) auf YouTube angeschaut, das zu »DNA« (dessen Liedtext recht gut zu einem Zukunft-Heft passen mag) etwa 50 Millionen mal. Bombastische Zahlen! Die pure Masse bezeugt die Relevanz!

Wir sehen offenkundig eine Adaption des Abendmahls, wie es uns Leonardo da Vinci überliefert hat. Wir zählen keine zwölf Jünger, sondern sieben Männer *of colour*, Herrn Lamar dabei in der Mitte thronend. Ich habe im Netz keinen Hinweis darauf gefunden, warum Lamar neuerdings Schläfenlocken trägt. Er ist kein Jude. Vier der Menschen/Jünger tragen Sonnenbrillen, obwohl offenkundig diffuse Lichtverhältnisse herrschen. Die Brille scheint dazugehören wie der Kapuzenpulli, ein Accessoire ohne Zweck. »Verdunklungsabsicht« ist eine schräge Vermutung, zumal die Szenerie ohnehin düster genug wirkt. Die Typen haben Weißbrot aufgetischt und vier Flaschen Wein. Die Kerle rechts neben Lamar sind einigermaßen gechillt, sie mümmeln die lasche, weiße Teigware; der Weinkenner unter ihnen prüft das Flaschenetikett. Links von Lamar findet ein Diskurs statt. Welcher Art, können wir nicht wissen. Philosophie, Musikgeschichtliches? Oder geht es um eine *Pussy*, eine *Gang*?

Man muß über eine Menge Phantasie und Empathie verfügen, um Texte wie die von Lamar zu verstehen. Seine »Musik« ist extrem wortlastig und beinhaltet ein wenig mehr als das genreübliche *uh, ah, your boobs, my dick, bitch*. Dies alles freilich *auch*, und wir wissen natürlich, daß grobe, derbe, sexistische und mordlüsterne Ausrufe in Liedern von deklassierten schwarzen jungen Männern niemals ernstgenommen werden

dürfen. Sie dienen dem Streßabbau und sind ironisch oder lustig gemeint.

Ich bin nun erstens unsicher, ob Kendrick Lamars *Lyrics* (wie das alteuropäische Wort »Sang« und das moderne Wort »Text« im euphemisierend-universalisierenden angloamerikanischen *Sound* übersetzt werden) etwas mit Lyrik zu tun haben oder eher in die Kategorie »Gebrabbel« fallen. Ich bin zweitens unsicher über das Vorwissen der Hörermasse. Wer schaut sich das eigentlich an? Ich hatte eine kleine private Umfragelawine gestartet, sprich: die eigenen Kinder angefixt und so ziemlich alle Bekannten unter 35 Jahren: Wer von euch / von euren Freunden a) kennt Kendrick Lamar, b) mag diese Art Botschaft/Musik, c) kann mir sagen, warum? Ergebnis: null. Einige kannten den Namen, sie sagten »vom Weghören«. Vermutlich agiert dieser Poppott Lamar in einer Filterblase, die die meine nicht im entferntesten tangiert. Ob ich (die ich zugegeben keine Dunkelhäutigen im Freundeskreis habe) daraus schließen darf, daß Lamar ein Künstler ist, der vor allem Dunkelhäutige (und weiße Feuilletonisten) anspricht? Wäre das also »Ethnomusik«?

Schauen wir nach bei Lamars Klickhit »DNA«. DNA, was soll das vor allem heißen in einem Kontext, in dem »fuck«, »penetrate«, »heritage«, »nigga« die meistgebrauchten Wörter sind? Worauf spielt das an? Auf den »afrikanischen Ausbreitungstyp«? Im Bioabitur der neunziger Jahre sprach man an deutschen Gymnasien noch von DNS, Desoxyribonukleinsäure: ein Biomolekül, das Träger der Erbinformation ist. Wer heute außerhalb akademischer Kreise dieses Kürzel im Munde führt, steht im Verdacht, eine »biologistische« Diskussion anzuzetteln. Ein »Biologist« reduziert die Würde eines Menschen auf sein Erbgut. Das hat man nicht gern.



DNA, so wird Herr Lamar nun im (ernsthaft: überaus artistischen) Vorspann des Videos beschieden, steht für »Dead Niggas Association«. Das ist eine bittere Auslegung. Das spielt darauf an, daß dunkelhäutige Menschen mit größerer Wahrscheinlichkeit gewaltsam sterben als Weiße. Aber weshalb bloß? Wir hören Lamar stammeln: Es geht um *Cocaine, Power, Poison, Pain* (wagneresk in dieser Reihenfolge!), *Hormones, Sex, Money, Murder, Burglars* und um dies: »I don't compromise, I just penetrate«. Je nun. Wir könnten sagen, das sei doch eine hochironische Form der Selbstbezeichnung. Musiker dieser Sorte reden dauernd vom Totficken, Kaputtthauen und Fertigmachen, und oft tun sie es weitaus dezidierter als der Lyriker Lamar. Das ist alles witzig gemeint, ein Spiel mit dem Spiel – oder so.

Lamar gilt nun in seiner *Peer group* einerseits als Verräter. Erstens weil Obama ihn eingeladen hatte und ihn herzlich umarmte und zweitens weil der Barde eine Mitschuld der Schwarzen an den polizeilichen Übergriffen gegen dieselben behauptete. Ausgerechnet von weißen

Männern *of colour* abgebildet. Sie haben sich nackt oder halbnackt vor dem Weißen Haus zusammengefunden. Einer der farbigen Burschen hält einen weißen Säugling auf dem Arm. Natürlich würde kein Mensch von Verstand ein solches Photo als Negativabzug dulden! Ich stelle mir ferner vor, eine Kapelle weißer Halbstarcker würde (in ironischer Absicht, klar) Texte veröffentlichen, die »DNA« titelten und in denen es um »Loyalität«, »Erbe«, »Schicksal«, »Sex«, »Mord« und »grauenhafte« fremde DNA ginge. Wäre jemand bereit, diese Art Witz zu goutieren? Hundert Millionen Klicks hinzunehmen? Herr Lamar darf das. Er ist »the realest nigga after all«, und sein Erbgut ist »soldier's DNA«.

Vor zwölf Jahren hatte ein französisches Modehaus mit einer Anzeige geworben, die sich ebenfalls grob an die überkommene Abendmahldarstellung anlehnte. Auf den Plakaten waren weibliche Mannequins zu sehen, ein Mann mit nacktem Oberkörper wurde umarmt. Die katholische Kirche hatte dagegen geklagt, die blasphemische Werbung mußte entfernt werden. Lamar nun stellt nicht nur das Abendmahl



Journalisten mußte Lamar sich dafür rügen lassen. Lamar hatte in einem Interview ziemlich harmlos gesagt: »Wie können wir Respekt erwarten, wenn wir selbst keinen Respekt für uns haben?« Ein deutscher Schreibmensch (*ZEIT*) fand das unerhört: »Das ist eine verquere Rekonstruktion, die die Proteste gegen Polizeigewalt gegen Schwarze delegitimiert.« Andererseits ist Lamars Lied »Alright« (»Nigga we gon' be alright«) zu einem der Protestsongs der *Black-lives-matter*-Bewegung geworden.

Auf dem Cover seines vorigen Albums hatte Herr Lamar eine jubelnde, johlende Menge von

düster verfremdet dar, er behauptet von sich im »DNA«-Text ferner, aus »immaculate conception« entstanden zu sein. Die unbefleckte Empfängnis ist nun historisch relativ einzigartig. Die Kirche hat mittlerweile kein Problem mit solchen Mätzchen, vielleicht mußten sich die Verantwortlichen mittlerweile einer Schulung zu Toleranz und *Coolness* unterziehen. Was sehen wir also, was lernen wir? Es gibt realpolitisch, realreligiös eine Hierarchie der Opfer. Wer bestimmt die, wer etabliert sie? Wir. Die Farblosen. Dergleichen liegt, anscheinend, in unserer DNS begründet. ■

Der gewaltlose Clausewitz

von Martin Sellner

Das erste Mal hörte ich den Namen Gene Sharp in einer Doku über den Arabischen Frühling. Darin wurde um den US-amerikanischen Politikwissenschaftler ein regelrechter Mythos aufgebaut. Sein Werk *Von der Diktatur zur Demokratie* sollte eine Art Blaupause zum friedlichen Umsturz darstellen. Wer ist dieser Gene Sharp, und was ist dran an dieser reißerischen Behauptung?

Der Mann, der militärisch klingende Titel wie *Power and Struggle* oder *Gandhi Faces the Storm* für seine Texte wählt, ist erklärter Pazifist. Geboren 1928, studierte er Sozialwissenschaften an der Ohio State University und wurde 1968 zum Doktor der Philosophie in Oxford promoviert. Daneben verbrachte er wegen Wehrdienstverweigerung neun Monate in Haft und diente als Sekretär von A. J. Muste, einem bekannten amerikanischen Pazifisten. Doch Sharp war und ist kein verträumter Friedensapostel. Obwohl er 2009 und 2012 für den Friedensnobelpreis nominiert wurde, ist sein Denken durchwegs militärisch. Sharp grenzt sich stets von pazifistischen Utopien ab. Er gilt als »Clausewitz des gewaltfreien Widerstands«; das erwähnte Buch *Von der Diktatur zur Demokratie* verfaßte er 1993 in Zusammenarbeit mit Robert Helvey, einem Oberst der US-Armee.

Sharp war der einer der ersten, der den gewaltlosen Widerstand zum Zentrum seiner wissenschaftlichen Arbeit machte. Auf seinem Lehrstuhl für Politische Wissenschaften an der Universität von Massachusetts, den er ab 1972 innehatte, widmete er sich dem Vergleich aller bekannten gewaltlosen Revolutionsbewegungen. Als er ihre Strukturen und Prinzipien destilliert hatte, gründete er 1983 die »Albert Einstein Institution«.

Die Kernthese seiner Arbeit: Gewaltloser Widerstand ist effektiver, um Diktaturen zu Fall zu bringen. Die Militärstrategin Erica Chenoveth hat das mittlerweile in einer wissenschaftlichen Studie bestätigt: Im Untersuchungszeitraum von 1900 bis 2006 waren gewaltlose politische Bewegungen doppelt so erfolgreich wie militante Gegenparts.

Das legendäre Buch Sharps ist in 30 Sprachen übersetzt worden. Es hat in einer beachtlichen Welttournee von Serbien über Georgien, Ukraine und Weißrußland bis nach Kairo seine Spuren hinterlassen. Das von den USA finanzierte und unterstützte »CANVAS Institute« organisiert weltweit Vorträge und schult Aktivisten aufbauend auf Sharps Ideen. Die Demonstranten am Tahir-Platz schworen darauf, DDR-Dissident Gerd Poppe beteuert, wie sehr ihn das ins Land geschmuggelte Buch inspiriert hat, und sogar die Muslim-Bruderschaft bot übersetzte Texte zum Download an. Ein »Revolutions-Franchise« nennt die ZEIT das.

Das Leseerlebnis, an das mich Sharps Texte erinnerten, war Lenins *Was tun?* Genau wie Lenin heftet er sich an die Fährte der Macht. »Anders als Utopisten«, so leitet Sharp sein Buch *Power and Struggle* ein, »versuchen die Vertreter der gewaltlosen Aktion nicht, die Macht zu »kontrollieren«, indem sie sie abschaffen oder ablehnen.« Sie wollen sie ergrei-

»So wie Offiziere über Truppenstrukturen, Taktik, Logistik, Munitionierung, die Bedeutung der Geographie und ähnliches Bescheid wissen müssen, um eine militärische Strategie zu entwerfen, müssen die Planer des politischen Widerstands das Wesen und die strategischen Prinzipien des gewaltlosen Kampfes begriffen haben.«

Gene Sharp: *Von der Diktatur zur Demokratie*.

fen! Alle Macht ist für Sharp »soziale Macht«, also die Fähigkeit, das Verhalten anderer direkt oder indirekt zu beeinflussen. Politische Macht sei lediglich ein Sonderfall, der sich durch seine Zielsetzung unterscheidet. Macht könne, so lautet Sharps These, am besten über ihre Quellen kontrolliert werden, von denen er sechs auflistet: Autorität, menschliche Ressourcen, deren Fertigkeiten, unsichtbare Faktoren (wozu er die herrschende Ideologie zählt) sowie materielle Ressourcen und Sanktionen.

Korrespondierend zählt er sieben Gründe auf, aus denen Menschen gehorchen. Sie tun es aus Gewohnheit, Angst vor Sanktionen, moralischem Pflichtgefühl, Eigeninteresse, Identifikation mit dem Herrscher, Gleichgültigkeit (die sogenannte »Zone of Indifference«) oder Mangel an Selbstvertrauen. All diese Faktoren, das ist Sharps zentrales Argument, können nicht vom Staat kontrolliert werden. Die Kooperation der Bevölkerung gilt es, durch organisierte und sichtbare »Nichtteilnahme« zu ersetzen. So trocknet man alle Quellen der Macht aus und bringt die Gründe des Gehorsams ins Wanken.

Ab einer gewissen Stärke der Opposition bleiben nach Sharp nur noch vier Möglichkeiten für das System übrig: »Conversion, accommodation, coercion, or disintegration«, also Anpassung, Entgegenkommen, Zwang oder Auflösung. Es übernimmt die Ideen und Forderungen der Revolutionäre oder es zerfällt.

Die Steigerung der »People Power« und der Nichtkooperation geschieht durch den »gewaltlosen Zwang«, der den Unmut sichtbar macht und den Gegner aus der Reserve lockt. Sharp listet folgende Kategorien gewaltloser Kampfmittel auf:

1. Gewaltloser Protest und »Überredung« (durch Kundgebungen, Protestmärsche, Mahnwachen, Aktionen, Theater etc.);
2. Nonkooperation in Form gesellschaftlicher und politischer Nichtzusammenarbeit (Ächtung von Personen im privaten Umfeld, Rückzug aus sozialen Institutionen, Wahlboykotte, ziviler Ungehorsam) und wirtschaftlicher Verweigerung (Boykotte, Streiks, etc.);
3. gewaltlose Intervention (rasche, gewaltlose Besetzungen, *Sit-ins*, Hungerstreiks, symbolische Inbesitznahmen bis hin zu Einsetzungen von Parallelregierungen).

Das Arsenal an Techniken dient dem Zweck, die Autorität des Systems zu schwächen sowie die Qualität und Quantität des Widerstands aufzubauen. Bezogen auf die oben aufgelisteten Faktoren politischer Macht bedeutet das, mittels öffentlicher Aktionen die Leute aus ihrer Gewohnheit und Gleichgültigkeit zu reißen, ihnen durch niederschweligen Massenaktivismus und Solidarität die Angst vor Repression zu nehmen und ihnen durch Etappensiege Selbstvertrauen zu geben.

Die Öffentlichkeit und Gewaltfreiheit des Vorgehens ist dabei essentiell. Sharp nennt das »gewaltlose Disziplin« und predigt sie, inspiriert von Gandhi, als eine ritterliche Tugend. Nur das gewaltlose, niederschwellige und im besten Falle humorvolle Vorgehen der Aktivisten ist für die Masse anschlussfähig. Die totale Transparenz beugt der Isolierung vor und ermöglicht sogar, die Wirkung der Repression umzukehren. Als »Clausewitz« der gewaltlosen Aktion entwirft Sharp einen Stufenplan zur Anwendung dieser Mittel in zwei Phasen. Die »Dispersionsphase« dient der Evaluierung und dem Aufbau des eigenen Potentials. In ihr überwiegen gezielte kleine Aktionen und Interventionen, die sich an kleineren Symptomen und Randthemen des Systems abarbeiten; er nennt das »selektiven Widerstand«. Diese Schritte münden in eine »Konzentrationsphase«, in der, von den Farbrevolutionen lehrbuchartig vorgeführt, eine friedliche Platzbesetzung die finale Forderung stellt.

Sharps Duktus wird hier zunehmend militärisch. Er unterscheidet eine »Grand Strategy«, deren finales Ziel der Machtwechsel ist, von der Strategie, die über einzelne Kampagnen Zwischenziele im Gesamtkonzept anvisiert. Das Lehrbuch zum friedlichen Umsturz, das Sharp unter anderem 2012 den alternativen Nobelpreis einbrachte, beinhaltet eine Prüfliste zur Ausarbeitung einer »Grand Strategy«: Welche Machtquellen der Diktatur sind am anfälligsten? In welchen Gruppen gibt es die größte Bereitschaft zum öffentlichen Widerstand? Welche selektive Kampagne eignet sich zum Start des Widerstands?

»Verweigern hingegen Volk und Institutionen die Zusammenarbeit mit Aggressoren und Diktatoren, verringert das die Verfügbarkeit der Machtquellen, von denen alle Herrscher abhängen, oder lässt sie ganz versiegen. Die Macht der Diktatoren wird, langsam oder rasch, den politischen Hungertod sterben.«

Von der Diktatur zur Demokratie.

»Akte symbolischer Verweigerung und symbolischen Widerstands gehören zu den Mitteln, mit denen sich die moralische und politische Autorität eines Regimes untergraben lässt – seine Legitimität.«

Von der Diktatur zur Demokratie.

Aus der Beantwortung dieser Fragen und nach Einschätzung der eigenen Mittel und Kräfte ergibt sich eine langfristige »Grand Strategy«, in der gestaffelte Kampagnen ineinandergreifen, bis die »People Power« am Zenit und das Ziel erreicht ist. Sharps Lektüre hat für Aktivisten eine geradezu kathartische Wirkung! Welche Art von Strategie verfolgen wir durch unsere eigenen Aktionen? Haben wir überhaupt eine? Das einende Band, das tausende Homepages, Videos, Aktionen, Kurzkampagnen, Geldspenden, Hausprojekte, Bücher, Lieder und Schulungen zu einem einzigen Zug verbindet, fehlt fast immer. Sharp macht dieses Fehlen schmerzlich bewußt.

Seine Analysen beziehen sich zwar auf Militärdiktaturen, weswegen ein Großteil der Faktoren, Aktionen und Ziele auf die Situation bei uns nicht übertragbar sind. Die Grundstruktur trifft jedoch zu: Einwanderungs- und Islamkritiker sind eine versprengte, unorganisierte und verfeimte Opposition, die sich einem totalitären Apparat gegenüber sieht, der ihr das politische Existenzrecht abspricht. Unsere Aktivisten kämpfen jedoch nicht gegen, sondern »um« den Staat. Unser Kampffeld ist fast ausschließlich das, was Sharp die »unsichtbaren Faktoren« nennt, es ist die kulturelle Hegemonie im Sinne Antonio Gramscis. Das Schlachtfeld, auf das sich Sharps Plan gut übertragen läßt, wäre die Metapolitik. Sein Konzept ist die folgerichtige Ergänzung zu Alain de Benoists Gramsci-Rezeption. Sharps Modell ist stringent und pragmatisch. Es hat wenig politikwissenschaftliche Tiefe, sondern will funktionieren.



Die meisten der Bewegungen, auf die Sharp rekurriert oder die er mitangestoßen hat, sind im weitesten Sinne »links«. Sie fügen sich – von Gandhi, über Martin Luther King bis hin zum Tahir-Platz – in das vom universalistische Narrativ der Emanzipation. Sofern es gegen »den Westen« geht, ist eine temporär befreiungsnationalistische Richtung durchaus vorgesehen. Der Fluchtpunkt all jener Bewegungen ist jedoch immer die »vereinte Menschheit«; ihre Bezugsgröße ist das Individuum. Alles, was sich diesem Fortschritt und Globalisierungsprozeß verweigert und seine konkrete Identität behauptet, wird traditionell als »Diktatur« diffamiert. Sharp und seine Jünger übernehmen diesen Jargon unkritisch. Auch die Anwendung ihrer

Techniken im Westen wird von CANVAS nur für linke »emanzipatorische« Ziele der totalitären Gleichheit und Grenzöffnung anempfohlen. Daß Konservative diese Texte für sich entdecken könnten, kam ihnen wohl ebensowenig in den Sinn wie Gramsci, als er seine *Gefängnisbefte* verfaßte.

Für mich bündelt sich der scheinbare Widerspruch zwischen einem konservativ-revolutionären Ziel und einer »linken« Widerstandsmethode in zwei Fragen:

1. Ist die Widerstandstechnik nur als vom Westen finanzierter *Regime change* umsetzbar?
2. Ist Sharps Methode intrinsisch und ideengeschichtlich »links«?

Die erste Frage ist leichter zu beantworten. Zwar bezieht sich Sharp immer wieder auf die »Unterstützung internationaler Bewegungen« durch die Weltöffentlichkeit. Aber nie ist dieser Faktor eine *Conditio sine qua non*. Im Gegenteil: Es unterscheidet den gewaltlosen Widerstand gerade von extremistischen, paramilitärischen Gruppen, daß er (jedenfalls im besten Fall) ohne ausländische Unterstützung existieren kann. Seine Offenheit und Anschlußfähigkeit können ihn unabhängig machen: Seine Basis ist die Masse. Daß selbst die CIA die Techniken Sharps anwendet, ist kein Einwand gegen sie, sondern ein Beweis für ihre Wirksamkeit. Da in unseren westlichen Meinungsdiktaturen die Repressionen vergleichs-

weise harmlos, die Metapolitik dynamisch, vernetzt und komplex und die Widerstandsmöglichkeiten zahlreich sind, ist die Erfolgsbedingung eine andere als in Militärdiktaturen. Unsere »Grand Strategy« ist kein *Regime change*, sondern ein *Opinion change*, ein Meinungsumschwung, der durch Sharps Techniken mit wesentlich geringerem Aufwand erzielt werden könnte.

Die zweite Frage stellt uns vor eine größere Herausforderung. An keinem Punkt appelliert Sharp in den strategischen Schriften (nur auf die beziehe ich mich) dezidiert an den linken Universalismus. Er bejaht die Demokratie – doch das tat Carl Schmitt auch. Anders als Schmitt versteht Sharp darunter allerdings nicht nur eine Frage der Legitimation und Homogenität, sondern die Existenz von Opposition und vom Staat unabhängiger sozialer Gruppen, also einen Pluralismus. Er sieht diese NGOs aber weniger als Agenten des Globalismus, sondern als Immunsystem eines Volkes. Ich denke, daß man bei Sharp die Methode klar von linken Intentionen trennen kann.

Sharps Techniken zielen ganz neutral auf Destabilisierung einer monolithischen Ordnung durch gesellschaftlichen Pluralismus ab. Ist das *per se* »links«? Geht man von einer schicksalhaften Involution der Weltgeschichte und dem notwendigen Sieg des letzten Menschen aus, so wäre es denkbar, Sharps subversive Methoden an sich als Gefahr für den Katechon zu betrachten. Dann ist Aktivismus aber an sich abzulehnen. Sieht man allerdings die heutige »Ordnung« als ein »System gewordenen Chaos« (Alexander Dugin) und glaubt an die Möglichkeit einer konservativen Revolution, gibt es auch Raum für Sharps Methoden.

Erkennt man den Zusammenhang zwischen totalem Staat und Moderne sowie die Wahlverwandtschaft von Universalismus, Egalitarismus und Progressismus mit dem Totalitarismus, so ist Arendts Kritik an diesem ebensowenig »links« wie Sharps Leitfaden zu seiner Überwindung. Dem Universalismus der »Emanzipation«, die auf betriebsblinder Aufklärung und veralteten Ideologien aufbaut, kann ein ethnopluralistischer Freiheitskampf entgegengesetzt werden.

Die intendierte Abschaffung des Politischen durch die Globalisten bedeutet tatsächlich eine Wucherung der Kontrollmechanismen und den Übergang zu einer Erziehungsdiktatur. Gerade die Demokratie in ihrer direkten Form wird den Eliten daher immer suspekter. Darf unser Kampf dabei auch kreativ, subversiv, ja »postmodern« geführt werden, wie sich das heute in identitärem Straßentheater und Demos der US-amerikanischen *AltRight*-Bewegung abzeichnet? Ja! Wie sagte Walter Benjamin? »Daß es »so weiter« geht, ist die Katastrophe.«

Tatsächlich haben die Eliten der Meinungsdiktaturen derzeit nur eines im Sinn: die »Ruhe« aufrechtzuerhalten. Und damit meinen sie ihre Macht. Es soll konsumiert, gearbeitet und gefeiert werden. Terroranschläge und Unruhen sollen als Teil des Alltags akzeptiert werden. *The show must go on*. Die schweigende Mehrheit wird durch Angst und Isolation in eine Art digitales Biedermeier gedrängt, während jeder Dissident mit der Aura des Extremismus, der Gewalt und des Obskuren versehen wird. Vor nichts müssen sich die heutigen Funktionselementen so sehr fürchten wie vor einer offenen, transparenten und gewaltlosen Bewegung, die allein diese emotionale Barriere einreißen kann. Wie man diese aufbaut, kann man bei Gene Sharp lernen. Das schönste daran ist: Man kann das alles völlig offen tun.

Deswegen muß die Bewegung auch keine Angst vor Verbot und Beobachtung oder gar dem *Leak* von »Interna« haben. Die »Strategie« ist es, die legalen und gebotenen Mittel der Demokratie gegen jene anzuwenden, die sich fälschlicherweise zu ihren Alleinvertretern gemacht haben. Unsere Programme, unsere Inhalte, unsere Haltungen dürfen und sollen an die Öffentlichkeit, die wir uns Aktion für Aktion, Kampagne für Kampagne zurückerobern wollen. Daß uns ein »linker« Theoretiker wie Sharp dabei ebenso inspiriert wie »linke« Aktionsformen von Greenpeace, ist ein Widerspruch, der nicht auf uns, sondern auf den linken Universalismus zurückfällt. Um sein Projekt der globalen Emanzipation durchzusetzen, muß er nach außen und innen immer diktatorischer werden. Zum Vorgehen gegen diese linke Erziehungsdiktatur muß Sharps »Leitfaden zur Befreiung« nicht von uns vereinnahmt werden – er wurde für uns geschrieben. ■

»Wurde die grundlegende Kampfstrategie sorgfältig geplant, gibt es gute Gründe, sie weithin bekannt zu machen. (...) Die besonderen Merkmale der »grand strategy« zu kennen kann potentiell auch dazu beitragen, daß es im Lager des Diktators zu Unstimmigkeiten kommt und einige von der Fahne gehen.«

Von der Diktatur zur Demokratie.

Literaturhinweise:

Srdja Popovic: *Protest! Wie man die Mächtigen das Fürchten lehrt*, Frankfurt a.M. 2015;

Gene Sharp: *The Politics of Nonviolent Action*, 3 Bde), Boston 1973/85;

ders.: *Von der Diktatur zur Demokratie. Ein Leitfaden für die Befreiung*, München 2014, 4. Auflage.

Der demobilisierende Mythos

von Martin Lichtmesz

Zeit und Raum sind die Bedingungen, die unsere körperliche Existenz definieren und limitieren, weshalb sie in einem gewissen Sinne auch die Hauptfeinde der Progressisten, Utopisten, Transhumanisten und artverwandten Erben des Prometheus sind. Das Leben ist »der Narr der Zeit«, heißt es bei Shakespeare, »und Zeit, des Weltlaufs Zeugin, muß enden!« Wo Zeit und Raum aufgehoben sind und gleichsam in einem Punkt zusammenfallen, dort ist vielleicht das Paradies, das »Goldene Zeitalter«, das unvergängliche Sein. »Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit«, heißt es in Wagners *Parsifal*, nämlich in Montsalvat, wo der Heilige Gral verwahrt wird.

Das Ende der Zeit zu besiegeln und damit die in Raum und Zeit gefallene Schöpfung ins wiedergewonnene Paradies des »himmlischen Jerusalem« zu überführen, das blieb bis zum Beginn der Neuzeit Gott vorbehalten. Wie auch das einzelne Menschenleben war die Weltgeschichte von der Vertreibung aus dem Paradies bis zum apokalyptischen Gericht eine Frist, die unerbittlich ablief. Die Antike ließ dem Menschen hier wenig Spielraum: Die Homerischen Epen und attischen Tragödien zeigen ihn als Spielball überpersönlichen Geschicks und willkürlicher, unabänderlicher göttlicher Beschlüsse. In der griechischen Mythologie sind selbst die Götter dem von den Moiren zuteilten Fatum unterworfen.

In der christlichen Zeit spielte der freie Wille eine etwas größere Rolle als in der Antike, obwohl die Prädestinationslehre immer wieder in der Theologie auftauchte. Dem Menschen oblag die Entscheidung, nach den göttlichen Geboten zu leben oder aber den Weg der Sünde einzuschlagen, der in die ewige Verdammnis führen konnte. Manche Theologen deuten das Christentum als Erlösung aus dem als Gefängnis empfundenen ewigen Kreislauf der Natur, also der Zeit selbst. Im Prediger Salomo erklingt die Klage über diesen ununterbrochenen Wandel von Werden und Vergehen, der die Vergeblichkeit jeglichen menschlichen Strebens offenbar werden läßt: »Es gibt nichts Neues unter der Sonne.« Nach Romano Guardini befreite Christus »den Menschen aus der Unentrinnbarkeit des Wechsels von Leben und Tod, von Licht und Finsternis, von Aufstieg und Niedersinken. Er durchbricht die verzaubernde, scheinbar von allem Daseinssinn gesättigte, in Wahrheit alle personale Würde auflösende Eintönigkeit der Natur«, auf deren Grund in Wahrheit »Schwermut, Überdruß, Öde, Ernüchterung und Verzweiflung« liegen. Bei T.S. Eliot heißt es: »Geburt, und Paarung, und Tod./Das ist alles, das ist alles, das ist alles,/Geburt, und Paarung, und Tod.« »Ich elender Mensch«, ruft der heilige Paulus angesichts dessen aus. »Wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?«

Im Mittelalter wurde wie in der Antike die menschliche Hybris gegenüber den gottgewollten Grenzen scharf geächtet. »Für Dante ist das Unternehmen des Odysseus, über die Säulen des Herkules – das heißt die Meerenge von Gibraltar – hinaus ins offene Meer zu fahren, ein Frevel,

der ihm Untergang bringt«, bemerkte Guardini in seinem Buch *Das Ende der Neuzeit* (1950). »Der Mensch der neuen Zeit fühlt das Unerforschte als verlockend. Es reizt ihn zur Entdeckung. Er beginnt neue Erdgebiete zu erobern. Er fühlt die Möglichkeit, sich in die endlose Welt zu wagen und sich zu ihrem Herrn zu machen.«

Mit der Neuzeit beginnt die Erschließung und Kontraktion des globalen Raumes, die einhergeht mit einer zunehmenden Beschleunigung der Zeit. Charles Péguy klagte vor Einbruch des Ersten Weltkriegs, daß sich die Welt seit der Zeit Christi nicht so verändert habe wie in den von ihm aus gesehen letzten 30 Jahren. Dabei dachte er vor allem an die fortschreitende Herrschaft der mammonistischen Bourgeoisie, von der »alle Verirrungen, alle Verbrechen« ausgehen und die alle Welt nach ihrem Bilde modellieren will. Dieser Prozeß wurde von den großen Kritikern der Moderne auf unterschiedliche Weise beschrieben. Spengler spricht vom Übergang der Kultur in die Spätphase der »Zivilisation«, die urban, irreligiös, materialistisch, kosmopolitisch, intellektualistisch und technokratisch ist. Bei Heidegger droht das Zeitalter der »Machenschaften« und des »Gestells«, der Seinsverdunkelung und Seinsvergessenheit, bis zur größten aller Gefahren, dem Anbruch des »endlosen Winters« der götterlosen »Weltnacht«. Für den Begründer des »integralen Traditionalismus«, den französischen Philosophen René Guénon, bedeutete die Moderne den Anbruch des »Reichs der Quantität«. Das berühmte Prinzip des »größten Glücks der größten Zahl« der utilitaristischen Ethik entspringt dem quantitativen Geist der Moderne. In der modernen Welt ermöglicht die Technik die massenhafte Produktion von identischen Massengütern zum Zwecke des massenhaften Konsums durch mehr oder weniger identische Massenmenschen. Die liberale Massendemokratie verfolgt masseneudämonistische Ideale, deren Verwirklichung der gesamten Menschheit zugebracht ist, die sich seit Mitte der 1950er Jahre mit einer Rasanz vermehrt, wie sie in der planetarischen Geschichte bisher unbekannt und unvorstellbar war. Das Maßlose, Unersättliche, die »Metaphysik des Unbegrenzten« (Dominique Venner) und des Sich-nicht-begrenzen-Wollens sind zur Signatur unserer Zeit geworden. »Schon eure Zahl ist frevel«, heißt es bei Stefan George.

Guénon stellte die »aufsteigende«, »evolutionäre« Geschichtserzählung der Moderne radikal auf den Kopf. Das Mittelalter deutete er als letzte Manifestation der authentischen »Tradition« in Europa, also einer hierarchisch gegliederten, organischen Gesellschaft, die im Transzendenten verankert ist und sich an unvergänglichen metaphysischen Prinzipien orientiert, die alle Lebensbereiche durchdringen. Den Bogen Reformation-Renaissance-Aufklärung verwarf Guénon als stetigen Zerfall und Niedergang, wobei er sich verblüffend gleichgültig gegenüber den Errungenschaften der Künste und Wissenschaften der Neuzeit zeigte. Guénon betrachtete die aufgeklärte, liberale, technisierte, materialistische, demokratische, also anti- und gegenrationelle Zivilisation der westlichen Welt als ein wahres Krebsgeschwür, das sich über den ganzen Planeten ausbreite, um auch noch die letzten nach traditionellen Prinzipien organisierten Kulturen zu zersetzen, etwa Indiens, Afrikas und der arabischen Welt. Damit kann man ihn als frühen Kritiker des westlichen Chauvinismus und Universalismus sehen; im »Kampf der Kulturen« stellte er sich vehement auf die Seite der nichtwestlichen Kulturen, was etwa in seiner Konversion zum sufistischen Islam Ausdruck fand.

Die eigentliche Pointe in Guénons Denken ist allerdings die Vorstellung, daß selbst die antitraditionellen Kräfte nur Ausdruck eines übergeordneten Zeitenlaufs sind, Symptome und Katalysatoren, die das Ende eines kosmischen Zyklus einleiten. Die prometheischen Macher, die Welt-, Menschheits- und Selbsterlöser, wären demnach nur Figuren einer höheren Vorsehung. Denn auch die Zeit hat nach traditionalistischer Auffassung einen qualitativen Charakter, weshalb jedes Zeitalter seinen *Kairos* und seine besondere Signatur hat. In seinem Hauptwerk *Die Krisis der Neuzeit* (1927; dt. 1950) schrieb Guénon: »Nach indischer Lehre wird ein Zeitkreis der Menschheit, *Manvantara* genannt, in vier Zeitalter eingeteilt, die zugleich die Gezeiten einer stufenweisen Verdunkelung der urchtlichen Geistigkeit anzeigen: es sind die gleichen Abschnitte, die seitens der Überlieferungen des abendländischen Altertums als goldenes, silbernes, ehernes und eisernes Zeitalter bezeichnet wurden. Wir befinden uns gegenwärtig im vierten, dem *Kali-Yuga* oder »düstern Zeitalter«, und

»Quantität ist Vermehrung oder Verminderung im rein irdischen Bereich, also in der Horizontalen, währenddessen die Qualität, das heißt der in einer Sache »enthalten« spirituelle Anteil nach oben oder unten, also in die Vertikale weist.«

Hans Thomas Hakl: »Die Integrale Tradition«; in: *Sessession* 11, Oktober 2005, S. 20–26.

zwar, so heißt es, schon seit mehr als sechstausend Jahren, mithin seit Zeitläuften, die allen der ›klassischen‹ Geschichtsschreibungen bekannten weit voraus liegen.« Guénon vermutete, daß die Welt »nach allem, was die Lehren der Überlieferung an Hinweisen bieten, wahrhaftig in den Endabschnitt des *Kali-Yuga*, ins nächstgste Gebiet« dieses Zeitalters eingetreten sei, »in den Zustand der Auflösung, aus dem nur noch durch eine Weltkatastrophe herauszukommen ist; denn nicht bloßes Aufrichten tut nunmehr not, sondern völlige Erneuerung.«

Guénon's Schüler Julius Evola zufolge (*Den Tiger reiten*, 1961; dt. 1997) bedeutet dieses »eiserne« Zeitalter den »Übergang zur chaotischen Freisetzung von Kräften des einzelnen und der Gemeinschaft (sowohl materieller, psychischer und spiritueller Art). Diese Kräfte waren zuvor auf verschiedene Weise durch Gesetze, die von oben kamen, und durch Einflüsse, die von einem höheren Ordnungsprinzip ausgingen, gebunden.« Am Ende des Zyklus »erwacht« jedoch die Gottheit Kali, Symbol für die »ursprünglichen Kräfte von Leben und Welt«, also auch von orgiastischer Sexualität, Tod und Zerstörung.

Ein weiterer Schüler Guénon's, Martin Lings, der bereits die Entwicklung von Schrift und Ackerbau als frühe spirituelle Niedergangssymptome deutete, formulierte: »Im Endabschnitt eines Zeitkreises erreicht die Welt den höchsten Grad ihrer Trennung vom Urgrund« (*Die elfte Stunde*, 1987; dt. 1989). Das Endstadium des »Eisernen Zeitalters« entspricht also der Endzeit der christlichen Heilsgeschichte, der von einem universalen Glaubensabfall geprägten Herrschaft des Antichristen, nach Guénon eine »satanische« Parodie all dessen, was wahrhaft spirituell und traditional ist. Der ehemalige Katholik Guénon übernahm mithin das Paradoxon des christlichen Vorbilds: Der Antichrist muß kommen nach dem Willen Gottes, der selbst die sieben Siegel des Buchs der Apokalypse öffnen läßt. Dennoch besteht die Pflicht, den Kräften der Zersetzung zu widerstehen. Diese aber sind »vergleichbar einer Weltkatastrophe, die zwar dem regelrechten Lauf der Dinge entspringt, aber bei abgesonderter Betrachtung gleichwohl als umstürzende Regelwidrigkeit erscheint«. Konsequenterweise rief er dazu auf, die »Schwere der Lage« ohne »Optimismus« oder »Pessimismus« zu sehen, denn der Zyklus müsse vollendet werden, um ein neues »Goldenes Zeitalter« zu initiieren.

Guénon's Deutung der Geschichte markiert wahrscheinlich den extremsten Gegenpol zu jeglichem modernen Machbarkeits- und Fortschrittsdenken, dessen »Goldenes Zeitalter« im Gegensatz zu dem der Traditionalisten in der Zukunft liegt und von Menschenhand herbeigeführt werden kann.

Sämtliche Versuche, Raum und Zeit zu beherrschen, jeder materialistische Aufstand gegen Tod und Schicksal, ob genetischer, technologischer oder kybernetischer Art, wäre demnach Ausdruck einer falschen Metaphysik, die nur die Aufgabe hat, die Zersetzung aller Reste der »wirklichen Überlieferung«, aller verbliebenen Kulturen im eigentlichen Sinne, zu vollenden und die Beschleunigung Richtung Nullpunkt, also Richtung Kollaps voranzutreiben. In den Worten Reinhold Schneiders soll der Babylonische Turmbau gelingen, denn erst seine Spitze werde den Blitz des Gerichts herabrufen: »Der Turm ist das letzte, was der Mensch vermag zur Vollendung der Geschichte: die Herausforderung ›Komme bald!‹« Auch hier war Guénon konsequent, indem er sich einer Religion anschloß, die zu einem gottergebenen Fatalismus neigt, und zwar bezeichnenderweise in ihrer mystischen, »brahmanischen« und nicht dschihadistischen Ausprägung. Sein Schüler Julius Evola entschloß sich hingegen in den 1930er Jahren gewissermaßen zum Weg der Kriegerkaste, indem er Guénon's Prinzipien mit einem rabiaten, nietzscheanischen Antichristentum kurzschloß und aktiv versuchte, auf die Politik des italienischen Faschismus weltanschaulichen Einfluß zunehmen, in dem er zumindest Elemente der »männlich-solaren« Tradition zu erkennen glaubte.

Zur gleichen Zeit erblickte auch Martin Heidegger in der »nationalsozialistischen Revolution« einen vermeintlichen »Aufbruch« voller »Herrlichkeit« und »Größe«, der womöglich in die Tiefenschichten »von zwei Jahrtausenden abendländischer Geschichte« reichen könne, deren »Geschick« das »Wort Nietzsches« genannt hatte: »Gott ist tot!«. Gottfried Benn schrieb noch im April 1949: »Auch heute bin ich der Meinung,

»Bei keinem anderen zeitgenössischen europäischen Denker ist die Ablehnung der Geschichte – und, *a fortiori*, der modernen Welt – so absolut und so gewaltsam wie bei Evola.«

Thomas Sheehan: »Myth and Violence: The Fascism of Julius Evola and Alain de Benoist«; in: *Social Research* 1/1981, S. 45–59.

»Wenn das kein Zeitalter des Verfalls und der abnehmenden Lebenskraft mit viel Melancholie ist, so ist es zum Mindesten eines des unbesonnenen und willkürlichen *Versuchens*: – und es ist wahrscheinlich, daß aus einer Überfülle mißratener Experimente ein Gesamt-Eindruck wie von Verfall entsteht: und vielleicht die Sache selbst, der Verfall.«

Friedrich Nietzsche: »Das Problem der Rangordnung. Vorläufige Gedanken und Gedankenstriche«; in: ders.: *Nachgelassene Fragmente 1885–1887*, KSA 12, München u. New York 1980, S. 58–61.

daß der N.S. ein echter und tiefangelegter Versuch war, das wankende Abendland zu retten. Daß dann ungeeignete und kriminelle Elemente das Übergewicht bekamen, ist nicht meine Schuld und war nicht ohne weiteres vorauszusehen.« Faschismus und Nationalsozialismus waren angetreten, den Verfallskräften der Moderne entgegenzuwirken, und beteiligten sich am Ende nur um so gründlicher am Werk der Zerstörung.

Obwohl Evola nach dem Krieg von neofaschistischen Kreisen als Vordenker verehrt wurde, zog er sich zunehmend auf eine »brahmanische«, »apolitische« Haltung zurück. Ihm blieb nur mehr die eigene spirituelle Unbeugsamkeit als Hüter absoluter Prinzipien: »Geht ein Zyklus einer Zivilisation auf sein Ende zu, so ist es schwierig, durch Widerstand oder offene Opposition zu den herrschenden Kräften irgend etwas zu erreichen.



Der Strom ist zu stark, man würde mitgerissen werden. Wesentlich ist aber, sich von der vermeintlichen Allmacht und dem vermeintlichen Triumph der Kräfte der Zeit nicht beeindruckend zu lassen. Solche Kräfte stehen in keiner Verbindung zu irgendeinem höheren Prinzip und haben einen begrenzten Spielraum.« Es scheint, daß im *Kali-Yuga*, im Zeitalter der Massenpolitik, jedes Unterfangen, eine wahre und gerechte Ordnung herzustellen, zum Scheitern verdammt ist. »Findet eine Sonnenfinsternis statt, so sitzt jedermann im Schatten«, schrieb Péguy: »Alles beginnt mit Mystik und endet in Politik.« Damit meinte er: Mystik *entartet* stets in Politik – das sei allgemeines Gesetz. Der Mythos vom in ewiger hyperboräischer Ferne liegenden »Goldenen Zeitalter« der Ursprungstradition ist vielleicht so etwas wie das Gegenteil von Sorels »mobilisierenden« Mythen. Wer will, wer kann sich dem Zeiger der ehernen Zeitenuhr entgegenstellen? Selbst die, die es versuchen, stehen letztlich in seinem Dienst.

Clarence John Laughlin:
Ghosts Along the Mississippi,
1948

Am Ende bleibt den radikalen Krebsgängern nur der Weg zu den Betern und Büßern übrig. Benn, der sich seinerseits an der Politik die Finger verbrannt hatte, hatte es lange vor Evola selbst erkannt, als er über dessen 1935 auf deutsch erschienenes Buch *Erhebung wider die moderne Welt* schrieb: »[...] absoluter Besitz des Ich, absoluter nackter Besitz, Wirklichkeit schlechthin, Mensch: seiend, einfach, abgesondert, erschreckend, vor dem die Götter vergänglich sind.« Eine solche Haltung werden sich nur jene retten, »die im Orden, die im Elitismus, in der Askese, die im Fasten sind. In Klöstern, schwarze Mönche, wenige, in einem unauslöschlichen Schweigen, in einer unumstößlichen Passivität, dagegen Trappisten würden wie Derwische wirken. Dort erleben sie das Ende, die Mitternacht. Dort vollführen sie das Amt der Verbindung und der Übertragung von den Keimen der Lebenden von einem Zyklus zu dem anderen. Dank ihnen ist die Tradition trotz allem gegenwärtig, die Flamme brennt.« ■

Übermorgen – Sieben Bilder

von Götz Kubitschek

1. Als ich am Beet kniete, um Rettich zu verziehen, traf es mich wie ein Nackenschlag: Nichts tust du noch, ohne es politisch einzuordnen. Alles hat seinen Platz in deinem Bild erhalten, wird politisch verwendet. Warum kam Dir eben das Wort »identitär« in den Sinn, als du vor und hinter dem Pflänzchen die zu nahen Nachbarn jätetest? Ist dieses bißchen Gemüse, sind die paar Hühner, die Beerenbüsche, die Apfelbäume, sind die Ziegen und die Salatköpfe widerständige Akte oder nicht doch einfach das, was dir Freude bereitet, wie jedem Freund der Fluren (und von dieser Sorte trifft man doch in jedem Dorf ein paar)? Der Gärtner, der Hegende: fraglos eine politische Figur, du hast sie selbst verwendet und dabei an Gerhard Nebel, Baldur Springmann und Tom Bombadil gedacht. Der Gärtner vor allem aber: eine uralte, fördernde, dem Leben zugewandte, singende Gestalt, die es gibt, seit du seßhaft bist. Man sagt, deiner Großmutter seien drei Ernten im Jahr gelungen. Du sagst, deine Frau sei nie schöner als in der Mittagshitze eines sommerlichen Gartens, wenn man die Früchte lautlos reifen hören kann. In welche ferne Zeit bloß verschiebst Du den Dank? Auf übermorgen?

2. Es muß Anfang 1991 gewesen sein, als ein Unteroffizier der Fernspäh-Kompanie, in der ich diente, im Suff aus zwei Latten ein Kreuz bastelte, es mit Schuhcreme einschmierte und sich selbst ein Laken überwarf. Dann stolperte er durch die Kaserne und pflanzte das Kreuz vor einer Unterkunft für Rußlanddeutsche auf, die jenseits lag. Der Unteroffizier war zu faul selbst für die geringste Verschleierungsmaßnahme. Er fackelte sein Kreuz innerhalb der Umzäunung ab, schrie irgendetwas in die Nacht und stiefelte zurück in die Unterkunft. Wir Rekruten bekamen von alledem nichts mit.

Am nächsten Morgen trat die Kompanie vollzählig vor dem hohen Gebäude der alten Ulanenkaserne an. Der Spieß berichtete von dem Vorfall, den die Wache protokolliert hatte, und äußerte lapidar, daß der Täter seiner und unseres Kompaniechefs Meinung nach ohne jeden Zweifel aus unseren Reihen stamme – keinem der anderthalbtausend Fernmelder und Nachschieber, mit denen wir uns den Standort teilen mußten, sei derlei zuzutrauen. Er gebe nun diesem Idioten drei Sekunden Zeit, vorzutreten und sich zu stellen, uns allen eine knappe Minute, um den Kerl auszuliefern. Niemand rührte sich.

Der Spieß befahl uns ins Stillgestanden, unser Chef, der Major, trat aus dem Gebäude und ließ sich melden. Er befahl seine Feldwebel zu sich und entsandte sie zur Durchsuchung der Stuben. Nach wenigen Minuten brachte man ein Laken, das seinen Besitzer zweifelsfrei als den Täter überführte: Er hatte es vorschriftsmäßig wieder auf sein Bett gezogen, die beiden hineingeschnittenen Augenlöcher sorgfältig glattgestrichen auf Höhe des Kopfkissens. Nun trat er vor, gestand, weinte ein we-

nig und wurde abgeführt. Unser Chef regelte die Sache. Der Unteroffizier wurde degradiert, schob drei Monate lang an jedem Wochenende Dienst, bewährte sich, besuchte den Laufbahnlehrgang noch einmal und schied nach acht Jahren Dienstzeit als ein Stabsunteroffizier aus, der sich nie wieder etwas Derartiges zuschulden hatte kommen lassen.

Wir Rekruten wurden damals nicht lange behelligt mit irgendeiner »Aufarbeitung« dieses Falles. Derlei kam wohl vor, und in der Theorie war klar, daß so etwas generell unreif, idiotisch, eines Soldaten nicht würdig war. Aber wir lernten mit der Zeit auch die Gemütslage besoffener Kerle kennen, die als Staatsbürger in Uniform, bar jeder Tradition, in der Sinnkrise des Militärs nach der Wende und im Post-Histoire nichts mit sich anzufangen wußten und auf dumme Gedanken kamen, wenn sie zu lange in der Kaserne herumsaßen und mitbekamen, daß man sie alleamt für Mörder hielt und halten durfte.

Ich war mit jenem Unteroffizier dreimal auf Trupp, einmal über anderthalb Wochen bei saumäßig naßkaltem Wetter in miesem Gelände. Selten bin ich besser geführt worden, und ich habe dabei auf die Zuversicht und kameradschaftliche Fürsorge zu vertrauen gelernt, die den guten Vorgesetzten auszeichnet und von denen es in der Fernspäherei Dutzende gab. Sie alle haben diese Armee verlassen müssen oder sind aus freien Stücken gegangen. Der eine wurde Pilot in Afrika, der andere gründete eine Fallschirmspringer-Schule, der dritte, vierte und fünfte zogen mit Schäferhunden um Firmengebäude, bevor sie bei amerikanischen Firmen anheuerteten und sich als Söldner verdingten. Andere sind im Zivilleben eingeschlafen und nie wieder aufgewacht (wer wirklich Soldat war, versteht, was ich damit meine). Vielleicht kam der Bruch 1997, ich weiß es nicht mehr genau: Jedenfalls sollten wir Offiziere plötzlich eine Anordnung unterschreiben, die uns nichts weniger als die Denunziation jedes Untergebenen vorschrieb, der sich in irgendeiner Weise »rechts« betätigte oder überhaupt nur eine solche Tendenz zeigte. Man wollte »das« loswerden, wollte es aus der Armee schmeißen, und natürlich unterschrieb ich diesen Hygienebefehl nicht, auch aus der Erfahrung mit jenem Unteroffizier heraus; denn wer, wenn nicht die Armee, sollte solche Kerle erziehen, zurechtbiegen, in die richtige Richtung drehen? Und mit wem wollte diese Armee eigentlich das Vaterland tapfer verteidigen, wenn nicht mit Männern, die nicht an die Gleichheit glauben und Entschuldigungen für das Versagen im entscheidenden Moment für Geschwätz halten?

Es hat mir vor zwei Jahren einmal einer von diesen Typen geschildert, wie er einen Konvoi von Mossul nach Bagdad mit seinen Leuten gesicherte. Südafrikaner waren dabei, Engländer, zwei Tschechen, ein weiterer Deutscher, und wie sie fuhren, geriet das Ende des Konvois unter Beschuß, das letzte Sicherungsfahrzeug schlingerte und fuhr in einen Holzstapel. Man hätte weiterfahren können, es gab gute Gründe dafür, aber der Typ, ein ehemaliger Fallschirmjäger aus Nagold, fächerte seine Kolonne auf, ließ in großen Kurven wenden und die Wegelagerer mit allem angreifen, was er hatte.

Diese Sekunde des Entschlusses, – zu wenden und ins Feuer zu fahren – ist ein Katapult in eine unserer »Gesellschaft« ganz fremd gewordenen Region von Leben, Tod und Tauglichkeit, und jedes Land braucht Männer, die dort einmal waren oder dort hinwollen. Wir werden sie aufsuchen müssen, übermorgen. Wir werden sie wecken müssen. Unsere Armee aber, die Bundeswehr, sorgt dieser Tage erneut und in gewissem Sinne endgültig dafür, daß wir diese Männer nicht mehr dort finden werden, wo sie in Deutschland immer waren: unter Waffen und im Dienst.

3. Ich kann das Ausmaß der Säuberung nicht abschätzen, denn ich habe keine Kontakte mehr dorthin: Es werden aber auf jeden Fall ein paar Dutzend Soldaten in den kommenden Wochen feststellen müssen, daß sie zu heißen Kartoffeln geworden sind. Man wird sie fallenlassen – nicht, weil sie nichts taugten oder weil man sie nicht mehr brauchte. Es wird sich ganz einfach an ihnen kein Vorgesetzter mehr die Finger verbrennen wollen, das ist schon alles. Sie sind AfD-nah oder haben die falsche Zeitung im Abonnement oder sind auf einer Demonstration mitgelaufen. Irgendetwas davon klebt an ihnen wie Pech und Schwefel, und: Nun kommt alles ans Licht. Worüber reden wir? Es ist ja das Normale, das Selbstverständliche, das da vertreten wird, und es ist nur innerhalb

der Bandbreite unserer sehr speziellen deutschen Befindlichkeit an einem Rand zu liegen gekommen, wo es doch in die Mitte gehörte. Aber dies zu betonen hilft im Zweifelsfall rein gar nichts, und so ist dieses Normale, das von einem bestimmten Prozentsatz der Leute vertreten und unterstützt wird, doch noch immer ein Ausschluß- und Ausgrenzungsgrund. Es gibt keine Lobby für diese politische Richtung, keine Auffangnetzte, keinen grundsätzlichen Konsens gegen das Denunzieren, und so ist jedes einzelnen Bekenntnis sein ganz persönlicher, biographischer Drahtseilakt. Als Verleger einer der Informationsknotenpunkte zu sein, bedeutet auch: Leute aufs Seil treten, balancieren und fallen zu sehen. Ist dies das Schicksal der ersten Reihe? Hört das je auf, wenn nicht morgen, dann übermorgen? Und vor allem: Können wir das verantworten, wir, die wir das Widerständige zu einem Teil unseres Geschäfts und unseres Lebensentwurfs gemacht haben? Dürfen wir die Transparenz, mit der wir den verblüfften Journalisten begegnen, zu einer Blaupause machen, dürfen wir die Leute dazu auffordern, sich mit Namen, Gesicht, Biographie in ein Getümmel zu stürzen, in dem sie den Gegner, den »Big Other« niemals treffen werden? Nein, wir dürfen es nicht.

4. Es kommt nämlich über die Leute wie ein Wolkenbruch, es ist, als fänden sich auf ihren Festplatten Pornos mit Kindern, mit zu Tode gequälten Tieren, mit Erschießungsfilmchen nebst Tanzmusik vor Babi Jar. Sie werden »enttarnt«, ihnen wird nachgestellt, sie werden eingekreist, festgemacht, in Netzwerken, »Zellen« vermutet. Es herrscht der Verdacht, und die Herrschaft des Verdachts ist ein Zirkelschluß: Es gibt aus dem Selbstverständnis der »offenen Gesellschaft« heraus keinen Grund, irgendetwas zu verschweigen, denn das Politische wird fair verhandelt. Wer dennoch schweigt, hat etwas zu verbergen, und im Erspüren des Verborgenen und Verdächtigen ist in unseren Tagen die Zivilgesellschaft, dieses breite Bündnis, nicht zu übertreffen. Wer etwas verbirgt, ist verdächtig, und wer sich äußert, verbirgt wohl die weniger gefälligen, die gefährlichen Anteile. Kurz: Wer die moralische Macht hat, die Fragen zu stellen, darf auch bestimmen, welche Antwort genügt. Meist ist daher die Infragestellung des Fragestellers die richtige Antwort, die Nichtbeteiligung am »Gespräch«: Die Transparenz nämlich läßt das Gefällige blühen, und selbst unter uns ist der Hang zur Selbstverharmlosung nicht totzukriegen, wenn ständig einer durch die Scheibe glotzt, während wir uns zu formieren versuchen. Werden wir eines Tages zur Transparenz verpflichtet? Wird für asozial gelten, wer sich nicht beteiligen will, wer nicht offenlegen will, was er denkt und treibt, wer seinen »Status« nicht mehrmals am Tag aktualisieren will?

Der Roman *Der Circle* von Dave Eggers beschreibt einen Superkonzern, der Facebook, Twitter, WhatsApp, Paypal, Amazon undsoweiter in sich vereint und aufgrund seiner Effizienz Verwaltungsaufgaben an sich ziehen will. Die Kommunikation aller mit allen gilt als unverzichtbare Voraussetzung für die Verbesserung der Welt und die Optimierung der Menschheit. Wer sich nicht beteiligt, ist suspekt, Transparenz ist das oberste Gebot. Der Circle hätte seine Vollendung erreicht, wenn jedes Fleckchen Erde ausgeleuchtet, jeder Mensch gläsern, jedes Gespräch mitgeschnitten wäre, gemäß dreier Leitsätze: »Geheimnisse sind Lügen«, »Teilen ist Heilen«, »Alles Private ist Diebstahl«.

Am Ende des Romans wird ein Mann zu Tode gehetzt. Weil alles transparent geworden ist und bereits Millionen von Usern um den Hals kleine Kameras tragen, um alles Private in die Community einzuspeisen, bleibt niemandem mehr ein Rückzugsort. Der Mann, nicht besonders sympathisch, eher penetrant und schwierig, will nicht transparent sein, nicht auffindbar, und er schlägt aus, was ihm eine frühere Freundin zuschancen könnte, jetzt, wo sie im »Circle« hochrangig arbeitet. Er will sich nicht vernutzen lassen, er hält nichts von Selbstoptimierung, guter Laune, Kommunikationsbehutsamkeit und einem verlogenen Zwang zur freiwilligen Offenlegung und Kontrolle. Stets wird die totale Ausleuchtung mit dem Argument verkauft, es könne in absehbarer Zeit kein Verbrechen mehr geschehen, wenn nur jeder mitmache. Selbst Algorithmen zur Vorauserkennung möglicher verbrecherischer Handlungen seien nur noch eine Frage der Zeit, gäbe es nur endlich lückenlose Bewegungsprofile, deren Bewegungsrichtung Vorhersagen über Abwege zuließen. Ne-

ben diesen Argumenten verhalten die Rufe nach Privatheit, Dunkelheit, Einsamkeit und nichtoptimiertem Leben ungehört und wie geradezu abartig antiquierte Haltungen.

Es ist die Community, es ist der Jagdeifer der Community: ein Mann wird gestellt, der sich zurückzog, verschwinden wollte, den Waldgang nicht nur symbolisch, sondern tatsächlich vollzog. Millionen User mit Circle-Account suchen ihn, es ist die Rache seiner ehemaligen Freundin an ihm, der es wagte, sie zu kritisieren. Das Netz nimmt seine Spur auf, man sah ihn tanken, man kreist ihn ein, man vermutet ihn in einem Haus am Rande eines Kaffs ganz im Norden. Es jagen Autos normaler Bürger den Hang hinauf, es hetzt der Mann in seinen Wagen, er flieht in die Berge, aber der Circle läßt die Drohnen los, und bald umschwirren Kameras den Jeep und filmen das Gesicht eines wilden Tieres, das nicht mehr durch die Lappen gehen kann. Der Wagen durchbricht das Geländer einer Brücke und stürzt in einen Abgrund aus Felsen und Schmelzwasser, in dem noch keine Kamera angebracht ist. Sein Tod ist seine eigene Schuld, heißt es: Ein Vereinsamter, wohl Kranker, wollte sich nicht von den Vielen helfen lassen, die ihn ins Licht zurückholen und ihm ganz sicher hätten helfen können.

5. Ich bin ein Gegner der Transparenz. Es muß immer wieder das Auto geben, das einbiegt und gleichsam vorsichtig auf dem Platz vor dem Rittergut zum Stehen kommt. Vorgestern stiegen zwei Männer aus, ich kam ihnen gleich vom Stall her entgegen, dann führte der Sohn sie ins Buchlager, während ich noch die Tiere versorgte. Kunstschaffende, Leser, seit kurzem Abonnenten. Sie blieben übers Abendessen hinaus, berichteten viel und offen, blind darauf vertrauend, daß dies ein Gespräch in der Sicherheit des Schweigens sei. Unvorstellbar, daß uns dabei eine Kamera hätte begleiten können.

6. Aber vielleicht ist übermorgen die Unterwerfung des Einzelnen durch ein lückenloses Kommunikations-, Selbstoptimierungs- und Bedarfswerkungsangebot schon abgeschlossen. Zu vermuten, es gäbe unter der Oberfläche (dem Datenstrom, der Cloud, dem Content) so etwas wie ein Eigenliches, in dem man verbleiben könne, wäre dann ein romantisches Bild, ein Ordnungswunsch von vorgestern.

In Eugen Ruges Roman *Follower* hat die Hauptfigur Nio Schulz jene Verhaltensweisen, Abhängigkeiten und Sprachsensibilitäten bereits verinnerlicht, deren Vordringen wir heute in atemberaubender Geschwindigkeit wahrnehmen. Nio findet sich nur dann zurecht, wenn er mithilfe seiner Internetbrille und seinen Ohrenstöpseln online gegangen und wie eine Koordinate im Netz verortet worden ist. Ständig lenken ihn Kommunikationsfetzen ab, verfaßt von Leuten, deren Follower er ist und deren Anwesenheit er braucht wie eine Familie.

Wie weit ist es mit uns gekommen, wie weit wird es noch führen? Während wir halb überheblich, halb belustigt diesem verstöpselten Nio Schulz beim *Followen* zusehen, bereitet Eugen Ruge das Kapitel »Genesis/Kurzfassung« vor und erschlägt uns damit. Er fragt sich und uns, wie es überhaupt möglich war, daß bis zu Nio Schulz eine ununterbrochene Linie an Vorfahren nicht abriß, sondern sich durchsetze, durchhielt und immer wieder fortpflanzte – trotz Hunger, Krankheit, Seuche, Krieg, Brutalität, Armut. Diese Vorfahren wühlten sich erst um 1850 aus der Hilflosigkeit heraus, von sieben Kindern fünf oder sechs im frühesten Alter wegsterben sehen zu müssen. Gerade einmal vier, fünf Generationen vor Nio konnten man also auf Medizin, gute Nahrung und Bildung setzen, und dennoch zerschlugen die beiden Weltkriege auch diese Leben. Aber wieder pflanzte sich einer fort, und irgendwann kam die Generationenfolge bei Follower Nio an, der nun wahrlich alles besitzt, um ein sorgloses Leben zu führen und ein, zwei Kinder zu bebrüten. Doch nun der Schlag: Mit ihm reißt alles ab, er kriegt das nicht mehr hin, er gibt nicht mehr weiter, was sich über Jahrtausende durchbiß und ihn formte – so unfruchtbar ist seine Zeit, so abgelenkt vom Entscheidenden.

7. Mein Haus, mein Garten, kein WLAN, meine Frau, meine Kinder, keine Follower, mein Weinstock, meine Ziegen, mein Kartoffelkeller, mein Tisch, kein Facebook, meine Bücher, meine politische Romantik. ■

Moderner Konservatismus: rechte Ideen in der postmodernen Welt

von Gábor Vona

Wir sprechen erst seit der Französischen Revolution in der Politik von links und rechts. Eine Links-rechts-Aufteilung entlang ideologischer Standpunkte ist aber auch auf die davorliegenden und sowieso auf die späteren Jahrhunderte übertragbar: Rechts ist die Tendenz zur Bewahrung, links die zur Erneuerung. Begriffe wie Bewahrung (rechts) und Erneuerung (links) werden hier im positiven Sinne verwendet. Wertet man sie negativ, vertritt die Rechte den Rückschritt, während man der Linken Erneuerungswahn und Verschlossenheit gegenüber der Welt der Traditionen vorwerfen kann. Wachstum und Erhaltung, Maßlosigkeit und Rückständigkeit – beide Begriffspaare gehören zu den bedeutenden Aspekten der Geschichte.

Im Goldenen Zeitalter sind diese Kräfte auf einen Ausgleich bedacht, in dem alles erhalten bleibt, was gut ist, und alles Schlechte zum Guten verändert wird. Im Eisernen Zeitalter ist es genau umgekehrt: Alles, was schlecht ist, bleibt erhalten, und alles, was als gut gilt, wird umgekrempelt – das Gute geht dabei verloren. Dieses (Eiserne) Zeitalter ist nicht schöpferisch, sondern bedeutet Verfall und Zerstörung. Das Goldene Zeitalter läßt die Kultur aufblühen, das Eiserne frißt sie. Natürlich liegt die Realität immer irgendwo zwischen den Extremfällen, jede Epoche enthält Prozesse des Schaffenden und des Zerstörenden. Die wesentliche Frage ist, ob sich diese Kräfte im Gleichgewicht befinden oder aus den Fugen geraten.

Grob gesagt zerstörte die Französische Revolution neben vielem anderen auch das schöpferische Gleichgewicht: Die Rechte (Bewahrung) ging in die Defensive, und die Linke (Erneuerung) schlüpfte in die Rolle des Alleinherrschers. Die Zerrüttung des politischen Gleichgewichtes bedeutete für die Linke, daß sie in die Falle ihrer eigenen negativen Tendenzen geriet. Ideenpolitisch betrachtet herrschten im 20. Jahrhundert nur linksgesinnte Ideen und »-ismen« – denn von der Politikwissenschaft als »bürgerliche Rechte« oder gar als »rechtsextrem« bezeichnete Ideen sind eigentlich mehrheitlich links. Statt der Bewahrung und Erhaltung galt fortan für alle dasselbe Ziel: das Vorantreiben von Erneuerung, Veränderung und Progression. Der Kommunismus hing ähnlichen stark an der utopischen Erneuerung wie der Nazismus.

Auch die Anhänger der liberalen Demokratie glauben an die Versprechen einer schönen neuen Welt, für die man alles Bisherige drastisch verändern oder – anders formuliert – zerstören müsse und dürfe. Das Schema ist dabei immer dasselbe: Die Linke räumt alles ab, zerschlägt, verschlingt und verdaut die Substanz – und scheidet letztlich mit ihrem Experiment. Und deshalb steckt unsere Welt in einer wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen, moralischen und ideologischen Krise. Man könnte behaupten, die Geschichte verlief immer nach diesem Muster, aber das stimmt nicht: Diesmal ist es anders, denn es ist kein Gegen-

»Die totalitären Systeme können in diesem Sinne nie ›rechts‹ sein, da jede Politik von ›rechts‹ vor allem durch Vorsicht gekennzeichnet ist: Sie setzt die Verfolgung von Zielen voraus, die nur begrenzt sein können. Sie kann sich wohl auf eine Ideologie oder eine Lehre stützen, die Ergebnisse werden aber nie als von vornherein erzielt angesehen. Sie berücksichtigt die menschliche Natur, und dies verbietet zu denken, alles sei möglich. Bei ihr wird die Zukunft niemals so angesehen, als bedingte sie einen absoluten Bruch mit der Vergangenheit. Die Achtung vor der menschlichen Verschiedenartigkeit bildet dort – zusammen mit dem, was sie unter ›Relativität‹, unter Bezogenheit auf den jeweiligen Kontext versteht – eine allgemeine Regel.«

Alain de Benoist: *Totalitarismus. Kommunismus und Nationalsozialismus – die andere Moderne. 1917–1989*, Berlin 2001.

gewicht in Aussicht. Wohin wir blicken: Verfall. Die derzeitige globale Weltordnung droht für uns Menschen, für unsere Kultur und unser Ökosystem in einer Katastrophe zu enden.

Wenn wir die derzeitige politische Lage in Europa betrachten, scheint es so, als sei nicht die Rechte, sondern die Linke gescheitert. Die traditionellen linksgesinnten, sozialistischen Parteien gehen reihenweise unter, während die rechten politischen Kräfte immer stärker werden. Aber mehr noch: Was sich gerade vollzieht, ist das Ende des seit 1789/93 vorhandenen politischen Systems. Im Sinne der klaren Links-rechts-Trennung sind alle gleichermaßen gescheitert.

Das führt einerseits zu weltanschaulicher Verwirrung, denn die heutigen politischen Parteien sind an und für sich alle irgendwie links: Die Tendenz der Erneuerung unterdrückt die in ihnen vorhandene Kraft der Bewahrung. Andererseits haben die linken und rechten Ansätze an sich ihren jeweiligen Sinn verloren. Sie sind nicht imstande, die Probleme des 21. Jahrhunderts zu begreifen – geschweige denn sie zu lösen. Aus dieser doppelten Sackgasse können wir uns nur dadurch befreien, daß wir das politisch Überkommene aufgeben. Auf der weltanschaulichen Ebene ist die Dichotomie von rechts und links, von Bewahrung und Erneuerung noch immer entscheidend, doch auf der Ebene der angewandten Politik ist daran nicht mehr zu denken.

Es stellt sich nun die Frage, ob es nicht schizophrän wäre, wenn wir unsere theoretischen Überzeugungen nicht in der Praxis der gesellschaftlichen Prozesse verwirklichen wollten. Die Frage ist wichtig, die Bedenken sind berechtigt. Der Grund, warum wir trotzdem einen neuen Lösungsansatz empfehlen, stammt nicht aus unserem Desinteresse an ideologischer Reinheit, sondern aus der Erkenntnis, daß die praktische Umsetzung der Links-rechts-Einordnung vor unüberwindbaren Hürden steht. Konfuzius hatte recht, als er sagte, daß alles mit der Wiederherstellung der echten Bedeutung der Wörter beginne.

Doch was sollen wir tun, wenn uns das nicht mehr gelingt? Sollen wir in den Elfenbeinturm flüchten, die Praxis der Gesellschaftsbildung aufgeben und der Zerstörung der Welt zusehen? Oder retten wir nicht lieber, was zu retten ist, und bauen etwas auf, das unter diesen neuen Bedingungen standhält? Ich entscheide mich für das letztere. Und ich sage: Der geistige Inhalt der Rechten kann nur erhalten bleiben, wenn wir ihn nicht mit der Praxis einer dezidierten Rechten in Deckung bringen wollen. Anders ausgedrückt: Es gibt keine Notwendigkeit, unsere politische Praxis als *rechts* zu bezeichnen. Wenn ich behauptete, daß die Aufteilung in links und rechts sich aufgelöst hat, ist damit die Praxis und nicht die Theorie gemeint. In der Theorie können wir als Rechte argumentieren und unsere Thesen zuspitzen; für die Praxis, das alltägliche politische Schlachtfeld, taugt das leider nicht.

Wir haben festgestellt, daß wir an einer neuen politischen Praxis arbeiten müssen. Ich werde nun versuchen, das Fundament abzustecken. Dazu gehört der Grundsatz, daß jede Politik an den nicht hintergehbaren Umständen und den Zwängen des 21. Jahrhunderts ausgerichtet sein muß. Wir haben schon darüber gesprochen, daß Bewahren und Erneuern die beiden uralten und grundlegenden menschlichen Tendenzen sind. Wenn wir die Gegenwart und die Zukunft betrachten, stellen wir fest, daß sich beide Grundzüge turbulent entwickeln. Technologie und Wissenschaft schlagen einen Weg ein, welcher der Bewahrung und Konservierung eine geringere Bedeutung beimißt als je zuvor. Die quälende Frage lautet: Ist die Menschheit in der Lage, Selbstbeschränkungen zur Geltung zu bringen, die verhindern können, daß sie sich in die falsche Richtung entwickelt (falls sie es nicht schon längst getan hat)?

Der Philosoph und Publizist László Bogár beschrieb in einem seiner Bücher, wie diese Selbstbeschränkungen aussehen müßten, damit die Harmonie zwischen Bewahrung und Erneuerung gewährleistet bliebe. Eine Erneuerung müsse folgende drei Bedingungen berücksichtigen: die *Denkbarkeit* (die Erneuerung sollte vernünftig sein), die *Umsetzbarkeit* (die Erneuerung sollte umsetzbar sein) und die *Tradierung* (die Erneuerung sollte vererbbar sein). Man könnte es so formulieren: Der Mensch kann durch die Kontrolle seiner Linkstendenz auf der Basis seiner Rechtstendenz solche Selbstbeschränkungen institutionalisieren. Heute spielen diese Aspekte indes keine Rolle mehr. Die vom ständigen Erneuerungs-

»Wenn die Begriffe nicht stimmen, dann ist das, was gesagt wird, nicht das Gemeinte. Wenn das, was gesagt wird, nicht das Gemeinte ist, dann sind die Taten nicht in Ordnung. Wenn die Taten nicht in Ordnung sind, dann verderben die Sitten. Deshalb achte man darauf, daß die Begriffe stimmen. Das ist das Wichtigste von allem.«

Konfuzius

wahn besessene Welt ist wahlweise unvernünftig, dysfunktional oder nicht nachhaltig, und im schlimmsten Fall ist sie alles zugleich.

Wir können daraus zwei Schlußfolgerungen ziehen: Einerseits ist es notwendig, Institutionen zu errichten, die imstande sind, eine Routine der Selbstbeschränkung zu begründen. Wenn wir ehrlich sind, hegen wir angesichts des Zustands der Institutionen der jetzigen Weltordnung, die noch immer im Geiste des 20. Jahrhunderts agieren, keine große Hoffnung. Sie sind nicht in der Lage, die entscheidenden Probleme anzugehen, trotz unzähliger globaler Gipfeltreffen und Konferenzen. Sie stehen unter dem Einfluß multinationaler wirtschaftlicher und ideologischer Netzwerke, deren Interessen – der wirtschaftliche Profit und die »geistige« Herrschaft – es nicht zulassen können, eine Routine der Selbstbeschränkung zu etablieren. Unabhängig davon muß man deren Notwendigkeit hier und jetzt betonen.

Die andere Konsequenz ist die Frage nach der Wechselseitigkeit der Begriffe *Bewahrung* und *Erneuerung* und ihrer politischen Zuschreibung. »Rechts« und »links« spalten, was längst nicht mehr gespalten werden sollte. Die Bruchlinien laufen quer zu den alten Lagern: Einen Grünen, der sich für nachhaltige Entwicklung einsetzt, oder einen Minenarbeiter, der das traditionelle Familienmodell befürwortet, würde die aktuelle – aber unzeitgemäße – Politik als links bezeichnen. Eine Person aber, die Genmanipulation gutheißt, den technischen Fortschritt lobt und sich gleichzeitig als Antikommunist bezeichnet, würde in der Skala ganz rechts stehen. Wir müssen das anders ordnen: Alle, die sich für die Erhaltung einsetzen, sind Vertreter des modernen Konservatismus, und all jene, die für die Erneuerung stehen, gehören zum postmodernen Liberalismus.

Was verstehen wir genau unter einem modernen Konservatismus und einem postmodernen Liberalismus? Und: Sind »moderner Konservatismus« und »postmoderner Liberalismus« nicht nur neue Bezeichnungen für das bereits vorhandene linke und rechte Spektrum?

Mit Blick auf die gesellschaftspolitische Lage des 21. Jahrhunderts stellt sich der moderne Konservatismus die Aufgabe, eine wirtschaftlich und gesellschaftlich nachhaltige Entwicklung einzuleiten und eine für den Menschen geistig wertvolle Kultur zu sichern und zu institutionalisieren. Der postmoderne Liberalismus jedoch steht für einen unbegrenzten technologischen und wissenschaftlichen Fortschritt, der die vorhandenen kulturellen Rahmenbedingungen abschafft, um eine neue Zivilisation zu bauen. Inwiefern unterscheidet sich nun der moderne Konservatismus von einem klassischen oder unserem gegenwärtigen? Die Antwort liegt im Blick auf das Verhältnis zwischen Vergangenheit und Zukunft. Der moderne Konservatismus richtet seinen Fokus nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft. Für den modernen Konservatismus ist die Vergangenheit nicht das Ziel, sondern die Grundlage. Er möchte nicht die vergangenen Zeiten samt ihrer gesellschaftlich-wirtschaftlichen Beziehungen wiederbeleben. Nicht, weil ihm diese Absicht unsympathisch wäre, sondern weil es dem Wesen der Geschichte widerspricht. Die Essenz der Geschichte liegt in ihrer innovativen Tendenz. Der Fehler der ehemaligen Konservativen und somit der Grund ihrer Erfolglosigkeit ist, daß sie dies nicht berücksichtigten und sich in eine Art nostalgischen Schlupfwinkel zurückgezogen haben, um an nicht wiederherstellbaren gesellschaftlichen Strukturen herumzubasteln.

Der moderne Konservatismus muß sich an der Zukunft orientieren, aber er darf die drei Bedingungen der Erneuerung – Denkbarkeit, Umsetzbarkeit und Erhaltung – nicht außer acht lassen. Ein erfolgreicher moderner Konservatismus muß nicht nur den positiven Gedanken der Rechten, die Kraft der Erhaltung, sondern auch die positive Eigenschaft der Linken, die Erneuerung, vertreten. Er soll den technischen und wissenschaftlichen Fortschritt nicht ablehnen, sondern ihn auf strenge und verantwortungsvolle Art und Weise beherrschen. In den letzten Jahrzehnten wurde dieser Fortschritt maßlos. Deswegen muß man auf den schwerwiegenden Fehler des postmodernen Liberalismus hinweisen: nämlich die Annahme, daß *jeder* Fortschritt etwas Gutes sei. Dies anstelle der in der Vergangenheit wurzelnden und veralteten Diskussion wird mit Sicherheit frischen Wind in die Diskussion bringen, die realitätsbezogen und verantwortungsvoll sein muß. Der postmoderne Liberalismus wird vermut-

»Ich sehe rechts wie links Ideen, die dem entsprechen, was ich denke. Die Wörter sind schließlich nicht die Dinge selbst.«

Alain de Benoist: *Kulturrevolution von rechts*, Dresden 2017.

»Das eigentliche Problem des Liberalismus ist, daß eine liberale Praxis nur möglich ist, wenn gewisse Traditionsbestände an Gewohnheiten und tief eingegrasteten Sitten noch vorhanden sind, mit deren Hilfe die Gesellschaft ihre Schwierigkeiten meistert.«

Armin Mohler: *Gegen die Liberalen*, Schnellroda 2010.

»Das Konservative verstehen wir nicht als ein Hängen an dem, was gestern war, sondern als ein Leben aus dem, was immer gilt.«

Albrecht Erich Günther in: *Der Ring* 1931, Heft 22.

lich der anderen Seite vorwerfen, sie behindere das Kollektiv darin, konkurrenzfähig zu werden, und eine solche Zukunftsverweigerung ziehe schwere wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Konsequenzen nach sich. Der moderne Konservative hingegen würde in der Debatte den grenzenlosen Fortschritt sicherlich zum Grund für einen Kollaps der menschlichen Zivilisation erheben.

In meinen früheren Schriften habe ich mich mit der Frage beschäftigt, wie die Furcht des Menschen vor seiner eigenen Sterblichkeit ihn dazu bewog, Kultur zu erschaffen. Es hat uns zu Menschen gemacht, daß wir uns von der Natur gelöst und unsere eigenen Kulturen erschaffen haben, mit eigenen, nur für den Menschen geltenden Gesetzen. Das Pro-



blem der Menschen ist, daß uns unser eigenes Werk, also die kulturellen Rahmenbedingungen, aus den Händen geglitten ist. Ohne entsprechende Selbstbeschränkungen wird sich die Geschichte gegen uns selbst wenden. Uns könnte vernichten, was eigentlich die Bedingung unseres menschlichen Daseins war: die Kultur. Die unkontrollierte Turbulenz der kulturellen Evolution bringt uns in eine Lage, die für unsere biologischen sowie geistigen Strukturen untragbar ist. Das Experiment der postmodernen Zivilisation will den Kampf gegen Gott und gegen die Natur gleichzeitig gewinnen, aber dies ist offensichtlich zum Scheitern verurteilt. Die zukünftige Aufgabe liegt nicht darin, Kultur und Zivilisation neu zu erfinden, sondern das Fortschreiten auf den Grundlagen eines sakralökologischen Systems mit seinen Selbstbeschränkungen und Gegengewichten zu gründen. Dieses Verantwortungsbewußtsein hat den modernen Konservatismus ins Leben gerufen. Unsere kulturelle Rahmensetzung muß entlang einer »sakralökologischen Verfassung« erfolgen. Falls sie es nicht tut, bleibt nur eine Möglichkeit: Das »Verfassungsgericht« der göttlichen und natürlichen Welt wird sein Urteil über uns fällen. ■

Kritik der wissenschaftlichen Prinzipien

von Felix Menzel

Die faustisch veranlagten Deutschen sind dafür bekannt, über die grundlegendsten Dinge besonders tiefsinnig und im schlimmsten Fall bis zur Selbstzerstörung nachzudenken. Sie geben sich nicht mit einem oberflächlichen Seinsverständnis zufrieden. Martin Heidegger postulierte daher: »Das Niveau einer Wissenschaft bestimmt sich daraus, wie weit sie einer Krisis ihrer Grundbegriffe *fähig* ist.« So anstrebenswert dies jedoch klingen mag, so wenig paßt dieses kontemplative Programm in die Neuzeit mit ihren permanenten technischen Revolutionen.

Die Wissenschaft der Neuzeit macht sich nicht viel aus Worten. Bei ihr gilt: »Im Anfang war die Kraft!« Diese Kraft wird erzeugt durch unauhörliche Datenverarbeitung, die einem klaren Algorithmus folgt. Der Imperativ dazu lautet: Beschränke deine Analyse auf das, was dich zur Lösung bringt, und setze diese Lösung ohne weitere Reflexion über die gesellschaftlichen Folgen um! In seinem Essay »Lebenswelt und Technisierung« behauptet der Philosoph Hans Blumenberg (1920–1996), das Frappierende an dieser Kraft und seinen Erzeugnissen sei es, daß alle Fragen der Existenzberechtigung ausgeblendet bleiben, auch wenn es immer einige Intellektuelle geben mag, die ihre Skrupel zur Artikulation bringen. »Das Immer-Fertige, das auf den Fingerdruck Auslösbare und Abrufbare rechtfertigt seine Existenz nicht, weder aus seiner theoretischen Herkunft noch aus den Bedürfnissen und Antrieben des Lebens, dem zu dienen es vorgibt. Es ist legitimiert, indem es bestellt, abgenommen, übernommen und in Betrieb gesetzt wird; Vorhandensein hat nicht sinngebende Bedürfnisse zur Voraussetzung, sondern es fordert und erzwingt seinerseits Bedürfnisse und Sinngebungen«, erklärt Blumenberg.

Ihm zufolge beruht das System der Wissenschaft, das die Technisierung der Lebenswelt in Gang setzt, auf einem spontanen Prozeß. Es lasse bewußt Geschichte aus, operiere auf Grundlage einer aktiven Unwissenheit und setze so zu Sprüngen an, »statt Schritte zu tun«. Die Rede vom Fort-Schritt ist deshalb verharmlosend und suggeriert eine vorsichtige Erkundung des Neuen bzw. eine Fortführung oder Vollendung eines bereits begonnenen Weges. Treffender wäre es, von einem Fort-Sprung zu sprechen. Für die moderne Wissenschaft sei es schließlich irrelevant, ob sie zufällig die Natur nachahmt, so Blumenberg. Sie schere sich auch nicht um die Ausgewogenheit des Menschen. Vielmehr arbeite sie mit einem »bohrenden Antrieb«.

Auf den ersten Blick scheint es deshalb einerlei zu sein, wie wir uns zur Technik und Wissenschaft positionieren. Das Machbare setzt sich anscheinend ohnehin durch. 1966 äußerten sich in einer Umfrage 72 Prozent der Deutschen dahingehend, daß sie Technik eher für einen Segen hielten. 1981 waren es nur noch 30 Prozent. In der Gruppe der unter 30jährigen fiel die Technikaffinität in diesem Zeitraum sogar von 78 auf 15 Prozent. Computer, Internet, Smartphones und, allgemeiner gespro-



chen, die gesamte Wissensgesellschaft haben seitdem dennoch einen Siegeszug mit beispiellosem Globalisierungstempo hingelegt. Fast alle der damaligen Skeptiker dürften heute täglich ihre digitalen Spielzeuge nutzen und sie als lebensnotwendige Prothesen betrachten.

Bei den Fort-Sprüngen der nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte wird das vermutlich ähnlich laufen. Sollte es etwa dem Google-Subunternehmen Calico wie beabsichtigt gelingen, »den Tod zu beseitigen« oder zumindest die Lebensdauer durch biotechnologische Innovationen enorm zu steigern, dann wird die Masse der Menschen diesen Weg nach anfänglichen Bedenken beschreiten wollen. Mit größter Selbstverständlichkeit werden wir uns dann zu Göttern »upgraden« lassen, mutmaßt der israelische Historiker Yuval Noah Harari in seinem aktuellen Buch *Homo Deus*. Er behauptet, das große Projekt des 21. Jahrhunderts sei die Optimierung gesunder Menschen. Das Potential der organischen Körper sei noch lange nicht ausgeschöpft. Bioingenieure würden sich »den alten Körper des Sapiens vornehmen und seinen Gencode bewusst umschreiben, seine Gehirnströme neu ausrichten, sein biochemisches Gleichgewicht verändern und ihm sogar völlig neue Gliedmaßen wachsen lassen«. Angefangen von Biosensoren über Nanoroboter, die in unseren Blutbahnen aktiv sind, bis hin zu kleinen »Hirnschrittmachern«, die uns von Depressionen und Kopfschmerzen befreien, ist vieles denkbar und einiges davon bereits erfolgreich an Tieren und ersten Menschen getestet. Es gibt heute schon »Robo-Ratten« mit eingepflanzten Elektroden, deren Bewegungen per Fernbedienung gesteuert werden können.

Wo konservative Köpfe wie Arnold Gehlen monierten, die Stabilisierung des Lebensraumes und sozialen Gefüges gelinge der technischen Kultur trotzdem nicht, haben die derzeitigen Mainstream-Vertreter der Natur- und Geisteswissenschaften eine technische Lösung dafür parat: nämlich das passende Gehirntaining, mit dem sich solche Sorgen aus dem eigenen Körper austreiben lassen. Und sollte das nicht reichen, bleibt den Gesellschaftsingenieuren immer noch die Hoffnung auf die baldige Erfindung einer maschinellen Superintelligenz, die 1000 Jahre geistiger Arbeit an einem Tag schafft und deshalb auch gleich prädestiniert dafür sein könnte, die politische und wirtschaftliche Steuerung der Welt zu übernehmen.

Diesen Machbarkeitsphantasien darf zunächst Heideggers kerniger Satz »Die Wissenschaft denkt nicht!« entgegengehalten werden. Aufgrund ihres auf Logik, Verifizierbarkeit und vergangenen Daten beruhenden Instrumentariums bleiben die Erkenntnisse der Wissenschaft beschränkt. Mythische Erkenntnisse, Ahnungen und eben jedes Denken, das sich nicht an die wissenschaftlichen Algorithmen/Methoden hält, steht außerhalb dieser Erkenntnisse der Wissenschaft (*Logos*). Daß sich also allein mit technisch-wissenschaftlichen Methoden ein Zustand des allgemeinen Wohlstands und Glücks für alle herstellen läßt, ist ausgeschlossen: Es wird immer ein nicht faßbarer Rest bleiben. Hans Blumenberg kommt das Verdienst zu, in seiner *Legitimität der Neuzeit* die Wissenschaft von einem Standpunkt aus kritisiert zu haben, der empirisch überprüft werden kann. Zum einen stellt er heraus, »die Überbevölkerung unserer Welt« sei »auch ein Zuviel durch Wissenschaft«. Sie gebe »mehr Leben an weniger Lebentüchtige und erhält es ihnen länger«. Zum anderen betont er: »Das Mißverhältnis zwischen dem, was an theoretischen Einsichten in die Realität gewonnen ist, und dem, was davon dem einzelnen zur Orientierung in seiner Welt vermittelt werden kann, ist von bestürzender Unabwendbarkeit.«

Diese Kritikpunkte sind in der Tat des Pudels Kern. Seit 1950 hat sich die Weltbevölkerung verdreifacht, obwohl das notwendige technische Wissen für eine Subsistenzwirtschaft immer mehr als überflüssig gilt. Der Mensch könnte den Hunger weltweit beseitigen, aber ohne sich selbst ernähren zu können. Er weiß, wo der Supermarkt zu finden ist. Den Anbau von Gemüse hat er verlernt, und selbst in Notzeiten würde er eher auf Umverteilungskonzepte bauen als auf eine Rückkehr zur bestellten Ackerfläche. Paradoxien wie diese ziehen sich durch unser gesamtes Leben. In einer durch Wissenschaft geprägten Gesellschaft zu leben, heißt also, daß wir es uns leisten können, nichts zu wissen, solange ein paar Spezialisten, die auch nur wenig mehr als wir selbst wissen, für uns auf die richtigen Knöpfe drücken. Der Humanismus macht sich damit auf seinem Höhepunkt rückgängig. Um so mehr die Wissenschaft den Menschen in

»Als der Mensch begann, seine Welt mit den *novae res*, den Neuerungen seiner Erfindungskraft, anzufüllen, begann er nicht, seine natürliche Anlage zu vollstrecken und zu aktualisieren, sondern er hörte damit auf, das wesenhaft ausgereifte und weltfähige Naturgeschöpf in seiner ursprünglichen Ausgewogenheit zu sein.«

Hans Blumenberg: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*.

den Mittelpunkt ihrer Anstrengungen rückt und ihm das Leben erleichtert, um so mehr wird er zugleich entmündigt.

Die Ambivalenz dieses Prozesses herauszuschälen, kann jedoch nicht bedeuten, ihn und damit die Wissenschaft in Gänze zu verdammen. Das wäre ein Kampf gegen Windmühlen, da sich über Erfindungen nicht demokratisch abstimmen läßt. Auf der anderen Seite wäre es auch zuwenig, die Fort-Sprünge lediglich enzyklopädisch zu begleiten oder gleich an der »Spitze des Fortschritts zu marschieren« (Franz Josef Strauß). Man kommt an diesem Punkt nur weiter, wenn man noch einmal zu den anthropologischen Ursprüngen der Wissenschaft und Technik zurückkehrt: Der zentrale Begriff bei Gehlen lautet hier »Entlastung«. Weil der Mensch ein Mängelwesen ist, muß er sich entlastende Institutionen und Organverstärkungen schaffen. Gehlen ist der Meinung, diese würden unsere natürlichen Fähigkeiten potenzieren. Im Hinblick auf einfache Werkzeuge wie einen Hammer und selbst noch das Telefon kann dem ohne weiteres zugestimmt werden. Der »Hirnschrittmacher« (die in der EU für manche Krankheitsbilder bereits zugelassene »tiefe Hirnstimulation«) manipuliert jedoch eindeutig die Natur und durchkreuzt diese Theorie. In seinem Werk *Die Seele im technischen Zeitalter* schimmert diese Einsicht bei Gehlen auch schon durch, obwohl er alles in allem an seinem Konzept festhält. Wenn er über die Superstrukturen unserer Gesellschaft spricht, bringt ihn das allerdings ins Schlingern. »Eine durchgreifende Änderung« des Zusammenhangs von »Wissenschaft, technischer Anwendung und industrieller Auswertung« sei nur mit »Askese« als dem »Signal einer neuen Epoche« vorstellbar, betont er. Einzelne Individuen werden dies selbstverständlich beherzigen. Politisch und historisch betrachtet ist die Lobpreisung des Verzichts und der katechontischen Unterentwicklung aber ein wirkungsloser Rückzug aus zugegebenermaßen gut begründeter Verzweiflung.

Im Gegensatz zu Gehlen, der die Ansicht vertritt, die Technik sei ein »Organisationsprinzip«, das »im Innersten des Organismus an zahlreichen Stellen bereits wirksam ist«, unterstreicht Blumenberg vehement, daß sie im Gegensatz zur Natur und somit dem Prinzip der Vollendung, Nachahmung und der Ganzheitlichkeit des Menschen stehe. Die Technik entlastet zwar. Bei diesem Gedanken bezieht sich Blumenberg auch explizit auf Gehlen. Aber – und hier setzt er zum entscheidenden Ausbau der Mängelwesen-Anthropologie an – sie wird nur dadurch möglich, daß der Mensch nicht nur nach Entlastung sucht, sondern auch zur Prävention fähig ist. Blumenberg wörtlich: »Ich meine, der Grundbegriff der Prävention führt weiter. Denn zur bloßen Entlastung tritt hier der Sachverhalt, daß das *Weniger-wahrnehmen-Müssen* ganz in den Dienst des *Mehr-wahrnehmen-Könnens* tritt, das selbst die Prävention ist, aber zugleich die Wurzel einer weitergehenden Einlassung auf das, was dabei freigestellt zugänglich wird.« Gemäß dieser Theorie ist der Mensch in der Lage, mehr zu leisten »als die pure Selbsterhaltung«. Er sucht sich nicht nur Futter. Vielmehr ist es ihm »freigestellt«, Projekte zu verwirklichen, die über die Überlebenssicherung hinausgehen. Ursächlich verantwortlich dafür sei der Weitblick des Menschen bis zum Horizont als Folge des aufrechten Ganges, der zur Entwicklung des Möglichkeitssinns führte, betont Blumenberg. Das deckt sich mit der Annahme, die Jäger und Sammler seien ein ziemlich faules Völkchen mit einer deutlich geringeren Wochenarbeitszeit als heute gewesen. Der amerikanische Anthropologe Marshall Sahlins geht davon aus, daß Naturvölker an unwirtlichen Orten nur zwölf bis 19 Stunden pro Woche arbeiten müssen, um sich selbst versorgen zu können. In fruchtbareren Regionen sei der Aufwand noch geringer. Der Mensch mußte also keine Techniken erfinden. Er hätte sich auch weiter von den Bäumen und der Vielfalt der Natur ernähren können. Aber er hatte nun einmal die Zeit zum Experimentieren und machte sich so präventiv Gedanken über die zukünftige Gefahrenvermeidung sowie Möglichkeiten der Erleichterung seiner Tätigkeiten. So läßt sich auch die Spontanität und Sprunghaftigkeit seiner Erfindungen in der Neuzeit schlüssig erklären.

Hinzu kommt die enge Verquickung von Wissenschaft, Wachstumswirtschaft und Geldschöpfung. Nur wenn die Mächtigen und Wohlhabenden an den Fortschritt glauben, werden sie Vertrauen in Form von Krediten, Universitäten und Laboratorien an die Tüftler verschenken. Sie spekulieren somit auf Gewinne in der Zukunft. Dieser grundsätzlich erst einmal positive und notwendige Mechanismus dürfte sich mittlerweile jedoch in einen

»Der Mensch ist sozusagen eine Art Prothesengott geworden, recht großartig, wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt, aber sie sind nicht mit ihm verwachsen und machen ihm gelegentlich noch viel zu schaffen.«

Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*, Wien 1930.

»Die moderne Wissenschaft und die moderne Kultur haben eine gänzlich andere Auffassung von Leben und Tod. Sie halten den Tod nicht für ein metaphysisches Mysterium, und sie betrachten ihn mit Sicherheit nicht als Quelle für den Sinn des Lebens. Für moderne Menschen ist der Tod vielmehr ein technisches Problem, das wir lösen können und lösen sollten.«

Yuval Noah Harari: *Homo Deus*.

Zwang verwandelt haben. Harari stellt dazu fest: »Eine Ökonomie, die auf immerwährendes Wachstum gründet, braucht grenzenlose Projekte – wie eben das Streben nach Unsterblichkeit, Glück und Göttlichkeit.« Er erwartet zudem, daß die Grenze zwischen Geschichte und Biologie im 21. Jahrhundert unscharf wird, weil der Mensch inzwischen in der Lage sei, seine ideologischen Fiktionen in genetische und elektronische Codes zu übersetzen. Sollte dies tatsächlich eines Tages umfassend möglich sein, was folgt dann daraus? Die Unsterblichkeit oder ganz im Gegenteil der von einer superintelligenten, selbstlernenden und auf Autopilot laufenden Maschine vorgenommene Massenmord an einem großen Teil der Weltbevölkerung? Der schwedische Zukunftsforscher Nick Bostrom warnt davor, daß wir bei der Entwicklung künstlicher Intelligenz »ins offene Messer« laufen könnten. Denn: »Unsere guten Erfahrungen mit einem noch jungen System sind überhaupt kein Indikator für dessen späteres Verhalten.«

Besonders das letzte Jahrhundert war von wissenschaftlichen Durchbrüchen und schockierenden totalitären Verirrungen gleichermaßen geprägt. Ist das ein Zufall? Mit Blumenberg läßt sich darauf trocken antworten, der Mensch »ist Vorurteilswesen, weil er Präventionswesen ist«. Wir können zwar mehr leisten als nur Selbsterhaltung. Die Zeit dafür ist aber begrenzt. Wir müssen schnell entscheiden und urteilen, was neben erfolgreich in die Realität übertragenen Geistesblitzen zwangsläufig zu Fehlannahmen und gefährlichen Fiktionen führt. Das Leben ist schließlich kein Endlosmonolog mit perfekten, alles umfassenden Erörterungen. Es treibt uns regelrecht zu voreiligen Schlüssen. Auch jede Erfindung beruht folglich auf einem Vorurteil, weil wir ohne eine subjektive Ausschmückung unserer Umwelt mit entsprechenden Zukunftserwartungen nicht auskommen. Auf die Kreation von komplexen Ideologien trifft das genauso zu. Die Präventionen beginnen aber schon viel früher. »Das Vorurteil entscheidet auf Distanz, wer Freund oder Feind sein wird«, so Blumenberg, der dazu schließlich ergänzt: »Die Totalprävention ist der Tod des anderen.« Eine Maschine, die genauso denkt wie der Mensch, würde daher ununterbrochen eruiert, welche Feinde sie beseitigen muß.

Dagegen lediglich eine beklommene Abwehrhaltung einzunehmen, die sich auf das Verhindern oder Hinausschieben beschränken will, ist wenig erfolgversprechend, damit unverantwortlich gegenüber nachfolgenden Generationen und widerspricht zudem unserem Leistungspotential als Präventionswesen. Worauf sollten wir uns also statt dessen fokussieren? Dazu zwei abschließende Thesen:

Erstens: Destruktive Zukunftsangst hemmt in jedem Fall und verstellt uns die freie Sicht auf das, was konkret getan werden kann. Die Furcht davor, daß der Arbeitsgesellschaft durch weitergehende Automatisierungen die Arbeit ausgehen könnte, stellt sich – von einem wirtschaftshistorischen Blickwinkel aus betrachtet – als vollkommen unbegründet heraus. Im Jahr 2017 dürfte die Zahl der Erwerbstätigen in Deutschland ein Rekordniveau von 44,4 Millionen erreichen. Auch im 20. Jahrhundert führten die durch Technisierung erzielten Produktivitätssteigerungen nicht zur Massenarbeitslosigkeit, sondern zur Veränderung der Tätigkeiten und Berufsbilder. Der Grund dafür: Als Präventionswesen suchen wir uns immer neue Aufgaben, sobald alte erledigt sind.

Zweitens: Die Herausforderung besteht dennoch darin, unser immenses – jederzeit per Knopfdruck abrufbares – Weltwissen und exorbitantes Wohlstandsniveau präventiv dazu zu nutzen, die unruhige Phase der Fortsprünge der Neuzeit zu beenden und dafür Fort-Schritte zu machen, die auf Vollendung und Nachahmung beruhen. Es besteht keine existentielle Not mehr, die Technik durch den gegebenen Rahmen des Lebens durchtreiben zu müssen, um die Massen überhaupt erst einmal versorgen zu können. Diese Grundversorgung eilt. Die Optimierung des Menschen könnte man dagegen viel gelassener angehen. Oder, anders ausgedrückt: Der durch den Kapitalismus sowie die Wissenschaft geleistete *Take-off* der technischen Zivilisation und das Bevölkerungswachstum bedingten sich gegenseitig. Die Grundversorgung der Massen ist weitgehend abgeschlossen. Statt sich jetzt in das nächste Großprojekt der Optimierung des Menschen zu stürzen, könnten wir es deutlich gelassener angehen, weil es nicht mehr um das Überleben, sondern die Veredelung des Lebens geht. Die Voraussetzung dafür ist allerdings eine Befreiung von jenen Ideologien, die uns dazu antreiben, fiktive Paradiese so schnell wie möglich zu verwirklichen. ■

»Der Mensch ist das Wesen, das Seinesgleichen tötet. Er tut das nicht aus Willkür, sondern weil er den Gedanken der Prävention zu Ende gedacht hat. Das bedeutet: Er hat das Töten in das Instrumentarium der Prävention aufgenommen. Ein toter Feind ist ein guter Feind – das ist die schlichte Wahrheit für ein Lebewesen, das die Möglichkeiten des anderen ständig mitbedenkt, weil sie die Möglichkeiten gegen sich selbst sind.«

Hans Blumenberg:
Beschreibung des Menschen.

Literaturhinweise:

Hans Blumenberg: *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*, Frankfurt a.M. 1973;

ders.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, Stuttgart 1981;

ders.: *Beschreibung des Menschen*, Frankfurt a.M. 2006;

ders.: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, Frankfurt a.M. 2007;

Nick Bostrom: *Superintelligenz. Szenarien einer kommenden Revolution*, Berlin 2014;

Arnold Gehlen: *Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*, Hamburg 1957;

Yuval Noah Harari: *Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen*, München 2017;

Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, Halle 1927;

ders.: *Was heißt denken?*, Tübingen 1954.

Über- ohne Mensch: Transhumanismus

von Nils Wegner

Am 30. März 2017 feierte der mit Scarlett Johansson und Takeshi Kitano prominent besetzte, 110 Millionen Dollar teure Hollywoodfilm *Ghost in the Shell* seine Deutschlandpremiere. Bei dem von der Kritik nur mäßig aufgenommenen, effektgeladenen Werk handelt es sich um die Realverfilmung des gleichnamigen japanischen Anime-Zeichentrickfilms von 1995, der heute innerhalb des Genres einen Klassikerstatus innehat und dessen weltweite Popularität maßgeblich anschoß. Im Anime wie im zugrundeliegenden Manga Masamune Shirows von 1989 wird eine scheinbar utopische Zukunft Mitte des 21. Jahrhunderts abgebildet, in der die Verbesserung des menschlichen Körpers durch synthetische Komponenten völlig selbstverständlich ist – das geht bis hin zu kompletten implantierten Cybergehirnen (die titelgebenden *Shells*, »Gehäuse«), in denen lediglich noch ein kleiner Rest menschlichen Nervengewebes als Träger von Persönlichkeit und Seele (also des *Ghosts*) enthalten ist.

Die klassische, letztlich auf volkstümliche Märchen über magische Kreaturen zurückgehende Frage der Science-fiction lautet: »Wo fängt der Mensch an?« Diese Grundthematik zieht sich durch Jahrhunderte der phantastischen Literatur, während parallel zum technischen Fortschritt aus dem Golem und dem Homunkulus der Roboter und die Künstliche Intelligenz wurden. *Ghost in the Shell* steht beispielhaft für eine alternative Genre-Fragestellung: »Wo hört der Mensch auf?« Die Perspektive ist in der Regel eine düstere, wo wiederbelebte Verstorbene und einsame Seelen in vollständig durchmechanisierten, übermenschlich starken Körpern darüber meditieren, was die Technologie von ihrem Eigenen noch übrig gelassen hat.

Wer all das für Spinnereien mit – wenn überhaupt – reinem Unterhaltungswert hält, bleibt letztlich in der hochmütigen Techniknegation gefangen, vor der Arnold Gehlen bereits 1957 in *Die Seele im technischen Zeitalter* warnte. Für den scheuklappenfreien Beobachter ist nicht zu übersehen, daß sich die Menschheit spätestens seit dem Aufkommen des Internets in einem scheinbar unaufhaltsamen Entwicklungsprozeß befindet, dessen Richtung und Ziel noch gänzlich im dunkeln liegt und der nicht einfach irgendwann irgendwo haltmachen wird: Das weltweite Netz ist innerhalb einer einzigen Generation – der »Generation Y«, jener der sogenannten *Millennials*, bei denen es sich um die ersten *Digital natives* handelt, die also mit EDV und Internet aufgewachsen sind – exponentiell angewachsen und hat sich dabei von einem reinen Kommunikationsmedium zu einer Institution transformiert. Das anfangs für Prognosen zu dieser Entwicklung herangezogene Metcalfesche Gesetz über das Kosten-Nutzen-Verhältnis von Kommunikationssystemen ist dadurch, daß das Internet in sich einen Eigennutzen generiert hat, vollkommen überrollt worden – ein Schicksal, das ebenso jeden betreffen kann, der sich durch bloße Ignoranz oder Verweigerung der längst angebrochenen,

»Ungefähr 2005 wird feststehen, daß das Internet keine größeren Auswirkungen auf die Wirtschaft gehabt haben wird als das Faxgerät.«

Paul Krugman: »Why most economics' predictions are wrong.«; in: *Red Herring*, Juni 1998.



Ghost in the Shell (Regie: Mamoru Oshii), 1995

beispiellosen Transformation von Gesellschaft und Individuum entziehen zu können glaubt.

Als bislang gewaltigster Sprung nach vorn in diesem Prozeß kann die Entwicklung des Smartphones und seine weltweite Durchsetzung gelten. Heute ist es fast selbstverständlich, daß jedermann ein kleines Gerät in der Hosentasche trägt, dessen Rechenleistung die klobigen Computer der späten 1990er Jahre weit übertrifft und mit dessen Hilfe man ständigen potentiellen Zugriff auf das gesammelte Wissen der ganzen Welt hat – und doch ist es gerade einmal zehn Jahre her, daß die erste Generation des iPhones der staunenden Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Smartphones sind ununterbrochen aktive Sender und Empfänger; sie machen ihre Träger jederzeit erreichbar und verortbar, in der realen Welt ebenso wie in den zur zweiten Haut gewordenen sozialen Netzwerken. Neuere Geräte sind – »nützliche« Gesundheits-Apps vorausgesetzt – längst in der Lage, ganz nebenbei Vitaldaten und Bewegungsmuster ihrer Nutzer aufzuzeichnen, und wer sich darauf einläßt, kann nach Feierabend eine Benachrichtigung von seinem Smartphone auf seine Smartwatch empfangen, daß er seine tägliche Sollschriftzahl von 10000 noch nicht erfüllt habe und noch einen kleinen Spaziergang antreten sollte. Dessen Verlauf kann via GPS abgebildet und mit einigen Photoimpressionen vom Wegesrand anschließend ohne Umschweife hochgeladen werden – das Netz und seine mobilen Endgeräte sind gleichzeitig Erzeuger und Überträger für »unseren Virus des Liberalismus, unseren Objekt- und Bilderzwang, unseren Medien- und Kommunikationszwang« (Jean Baudrillard).

All diese Formen und Wege der virtuellen (Selbst-)Darstellung lassen das Individuum nicht nur scheinbar über sich hinauswachsen, sondern machen es auch immer vollständiger quantifizierbar und spielen gleichermaßen den Interessen der Wirtschaft wie staatlicher Überwachungsorgane in die Hände. Die von vielen gefürchteten und kritisierten »Datenkraken« à la Google oder Facebook leben letztlich davon, daß wir sie (noch) freiwillig füttern – und es steht zu vermuten, daß nicht wenigen



Zeitgenossen maßgeschneiderte Werbeanzeigen, stark vereinfachte Anmeldeprozeduren (dadurch, daß sich immer mehr eigenständige Benutzerkonten miteinander verknüpfen lassen) und die im Zuge der allmählichen Ausschleichung des Bargeldverkehrs zunehmende Popularität der elektronischen Geldbörse eher nützlich als bedrohlich vorkommen. Ist so bereits das Smartphone zu einer weitgehenden Vollprothese des Intellekts geworden, die Nachschlagewerk, Atlas, Wörterbuch und vieles mehr in einem einzigen kleinen Apparat bietet, erscheint eine zunehmende Übergriffigkeit der Hochtechnologie auf den menschlichen Körper nur folgerichtig.

Dahinter steht keineswegs ein blinder, wertfreier Fortschritt als eine Art *Primum movens*, sondern eine vollentwickelte Ideologie. Der klassische, faustisch-prometheische Trieb des Menschen, sich selbst zu transzendieren und scheinbare Grenzen bloß deshalb zu überschreiten, weil er es kann, verbindet sich darin mit Szientismus und vergangenen wie erwartbaren technischen Quantensprüngen zu einer neuen säkularen Heilsreligion: dem sogenannten »Transhumanismus« (modisch-kybernetisch auch abgekürzt als »H+«). Dessen gedankliche Grundlagen sind ein Produkt der industriellen Entfesselung im Ersten Weltkrieg: Nicht mehr Stahlbäder und Knochenmühlen, sondern die Fortentwicklung der Menschheit als Ganzes solle Ziel der totalen Mobilmachung von Industrie und moderner Technologie sein, die direkt in die menschliche Biologie hineinwirken müßten. Als Initialzündung kann ein kleiner Text des britischen Biochemikers und Genetikers John B. S. Haldane mit dem vielsagenden Titel *Daedalus or Science and the Future* (1923) angesehen werden. Haldanes Schrift diskutierte – ganz auf der Höhe seiner Zeit – die bei gleichzeitiger ethischer Weiterentwicklung segensreichen Möglichkeiten von Eugenik, Ektogenese (künstliche Befruchtung und Heranreifung von Lebewesen) und gezielter Manipulation am seinerzeit noch nicht entschlüsselten menschlichen Genom. Der Text hatte großen Einfluß auf Aldous Huxleys 1931 erschienene Dystopie *Brave New World*. In die gleiche Kerbe schlug dann 1929 Haldanes Landsmann John Desmond Bernal, Physiker



und ausgewiesener Kommunist, der in *The World, the Flesh and the Devil* den Plan einer biologistischen Aufwertung des Menschen zugunsten technischer »Upgrades« hintanstellte. Seine Vision beinhaltete neben der Besiedelung des Weltalls als Ausweidlösung für den menschlichen Bevölkerungsüberschuß radikale individuelle Eingriffe wie »Neuro-Enhancement« und biomimetische Implantate – Topoi, die seither zum kleinen Einmaleins des Transhumanismus gehören.

Der gleiche kollektivistisch-egalitäre Zug wie bei Bernal findet sich beim Bruder Aldous Huxleys, dem britischen Biologen, Eugeniker, ersten UNESCO-Generalsekretär und Stammvater der Internationalen Humanistischen und Ethischen Union Julian Huxley. Dieser veröffentlichte 1957 in einer Anthologie den Aufsatz »Transhumanism«, der heute als Geburtsschrei der transhumanistischen Bewegung gilt und einen bevorstehenden evolutionären Sprung der menschlichen Spezies umreißt: Während die wissenschaftlichen und technologischen Entwicklungen bereits die Tür zum Neuen Menschen aufgestoßen hätten, bedürfe es nun lediglich noch einer bestimmten kritischen Masse an Willigen, um eine Zukunft zu eröffnen, in der es keinen Hunger, keine Krankheiten, keine Unterdrückung und natürlich auch keine Klassen mehr gäbe. Mittlerweile erstreckt sich diese Verheißung nicht mehr nur auf Menschen: Gemäß der letzten Fassung der »Transhumanistischen Erklärung« von 2009 (einsehbar unter www.humanityplus.org) verfißt die Bewegung das Wohlergehen »aller empfindungsfähigen Lebensformen, einschließlich Menschen und nichtmenschlicher Tiere sowie zukünftiger künstlicher Intelligenzen, modifizierter Lebensformen und anderer Intelligenzformen, die technologischer und wissenschaftlicher Fortschritt schaffen mögen«.

Die 1960er Jahre sahen das allmähliche Ausgreifen transhumanistischen Gedankenguts, interessanterweise zu keinem geringen Teil inspiriert durch klassische und zeitgenössische Science-fiction. Der Physiker Robert Ettinger etwa, heute bekannt als »Vater der Kryonik« (also des Einfrierens von Toten bzw. ihren Gehirnen), veröffentlichte sein Mani-

»Was bedeutet es, daß wir Humantechniken entwickelt haben, die es uns erlauben, das, was wir als das immaterielle Innere des Menschen, seine Seele oder seine Gesinnung, zu betrachten gewohnt waren, im Sinne eines technischen Vorganges zu zerlegen und zu manipulieren?«

Helmut Schelsky: *Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation*, Wiesbaden 1961.



»Schaut man sich an, wer alles in ›Open AI‹ investiert, erscheint das Unterfangen allerdings äußerst fragwürdig. Schon die Tatsache, dass es sich um private Unternehmen und Investoren und nicht um demokratische Institutionen handelt, die öffentlich kontrolliert werden, gibt Anlass zu Skepsis. Erschwerend kommt hinzu, dass sich mit Musk, LinkedIn-Gründer Reid Hoffman, Netflix-Chef Reed Hastings und weiteren Unternehmern Leute zusammengetan haben, die fest daran glauben, im Zusammenspiel von entfesseltem Kapitalismus und technologischer Entwicklung den alleinigen Motor für den menschlichen Fortschritt gefunden zu haben.«

Thomas Wagner: *Das Netz in unsere Hand! Vom digitalen Kapitalismus zur Datedemokratie*, Köln 2017.

fest *The Prospect of Immortality* 1962 nach Jahrzehnten des Nachsinnens über die Kurzgeschichte »The Jameson Satellite« von 1931, in der ein Toter ins All geschossen und Millionen Jahre später von hochentwickelten Außerirdischen wiederbelebt wird – er hatte sie als Kind in dem Groschenheft *Amazing Stories* gelesen. 1965 erschien »Speculations Concerning the First Ultraintelligent Machine« aus der Feder des Mathematikers und »Enigma«-Codeknackers Irving J. Good, in dem er das Auftreten übermenschlicher künstlicher Intelligenz, die sogenannte »Singularität«, durch eine *Intelligence explosion* voraussagte; die erste Vision einer digitalen Vervielfältigung des menschlichen Bewußtseins (*Mind-uploading*) hatte der Drehbuchautor Jerry Sohl bereits 1954 in seinem Roman *The Altered Ego* (dt. *Das vertauschte Ich*, Berlin 1958/1983) vorgelegt.

Zukunftsmusik ist das alles längst nicht mehr. Der heutige Transhumanismus läßt sich sehr grob in zwei Strömungen unterteilen, wobei die »weiche« Variante vor allem auf die Verbesserung der menschlichen Lebensumstände durch Fortschritte in Medizin, Gen- und Biotechnologie abzielt. Für sie hat sich der Begriff »Extropianismus« etabliert: Der Entropie innerhalb der *Conditio humana*, dem krankheitsanfälligen, alternenden und schließlich sterbenden Fleisch soll die »Extropie« der technologischen Machbarkeit entgegengesetzt werden. Ein Sinnbild dieses Denkens ist der südafrikanische Sportler Oscar Pistorius, der mit verkrüppelten Beinen geboren wurde, die unterhalb der Knie amputiert werden mußten, und der auf speziell für ihn angefertigten Prothesen zum Weltrekordsprinter wurde. Dem gegenüber steht der »harte« Trans- oder Posthumanismus, der auf die Singularität hin orientiert ist und daher »Singularitarianismus« genannt wird: Demnach sei die Verdrängung des Menschen als Krone der Schöpfung durch eine überlegene Intelligenz letztlich unvermeidlich und müsse bereits jetzt in geordnete Bahnen gelenkt werden, um Schaden abzuwenden. Dahinter stehen insbesondere interessierte Wirtschaftskreise, so etwa der aus Südafrika stammende, auf Zukunftstechnologien abonnierte US-Investor und Firmengründer Elon Musk (PayPal,

Tesla, Hyperloop), dessen 2015 gegründetes Unternehmen OpenAI sich mit der gemeinnützigen Erforschung künstlicher Intelligenz befaßt. Nach der Überwindung der moralisch nicht tragbaren biologistischen Vorstellung von menschlicher Evolution steht demnach die unumkehrbare Transzendenz des Menschen hinein in die Maschine und das Verpflanzen der Maschine hinein in den Menschen als eine Art dritter Natur – eine mögliche Entwicklung, angesichts derer der Bonner Neurologieprofessor Martin Kurthen mit Recht fragte: »Wozu noch Körper?«

Wohin also geht die Reise? Im (vor-)medizinischen Bereich sind verschiedene Graustufen des weichen Transhumanismus längst gang und gäbe und werden oft kaum noch in diesem Sinne gesehen. Das reicht vom »Neuro-Enhancement« durch Einnahme von Koffein oder – in schwereren Fällen – Ritalin über die Anwendung endokriner Disruptoren, die den Hormonstoffwechsel umstellen (z.B. der Antibabypille), und die Xenotransplantation etwa von Schweineherzklappen als Ersatz für fehlerhafte menschliche Herzklappen bis hin zur Implantationsmedizin: Von künstlichen Herzen über innere Schrittmacher und Defibrillatoren bis hin zu Hörgeräten mit direkter Verbindung zum Hirnstamm befinden sich elektronische Hilfsorgane bereits in Verwendung oder in der Erprobungsphase (Retinaimplantate für Sehgeschädigte). Die Grenze zur tatsächlichen Maschinisierung des Menschen ist durchlässig – während sich einzelne Enthusiasten bereits Ende der 1990er Jahre selbst USB-Schnittstellen implantierten, haben Firmen in Belgien und Schweden mittlerweile begonnen, ihren Angestellten auf freiwilliger Basis routinemäßig NFC-Chips einzupflanzen (*Associated Press* vom 3. April 2017). Durch den auf elektromagnetischer Induktion basierenden internationalen Übertragungsstandard können die faktischen Cyborgs fortan mittels einer einfachen Handbewegung Türöffner, Kopierer oder Getränkeautomaten bedienen.

Der Manga *Ghost in the Shell* endet damit, daß sich der *Ghost* der ansonsten vollständig mechanisierten Hauptfigur mit einer im Geheimen geschaffenen Künstlichen Intelligenz verbindet und so die Singularität tatsächlich eintritt: eine neue Evolutionsstufe für Mensch wie Maschine. Die Entwicklung hin zum Neuen Menschen, oder was immer auf den gewohnten Menschen folgen mag, wird in unserer Gegenwart massiv gefördert, doch sehr wahrscheinlich steht ihr ein anderer Verlauf bevor: Die Vision einer komplett physiologisch vernetzten Menschheit ist mit dem derzeitigen Ressourcenstand schlicht nicht zu realisieren. Ganz abgesehen von Unmengen an Seltenen Erden und sonstigen Rohstoffen würden die notwendigen Systeme unvorstellbare Mengen an Energie verbrauchen, die mit konventionellen Methoden nicht zu erzeugen sind. Auch der menschliche Körper selbst begrenzt die Möglichkeiten; wie etwa wäre die zwangsläufig erzeugte Hitze abzuleiten, ohne daß Proteine denaturierten und innere Organe verkochten?

Zu guter Letzt bleibt immer noch eine Rettungsmöglichkeit vor dem zukünftigen Dasein als Drohne einer in die reale Welt herübergeschwappten, zentral verwalteten Schwarmintelligenz, denn natürlich ist auch der Transhumanismus mittlerweile von rechts unterwandert, wie Mark Simons in der *FAS* unter der Überschrift »Neoreaktion im Silicon Valley« alarmiert darlegte. Gemeint ist die Strömung der »Neoreaktionäre« innerhalb der *AltRight* (»NRx«) und ihr Konzept des *Dark Enlightenment*: »Entscheidend ist bei ihnen, dass Traditionen für sie keine Rolle spielen und sie jegliche ›Natur‹ nicht weniger für ein kulturelles und gesellschaftliches Konstrukt halten als die linken und liberalen Theoretiker, die angeblich den von ihnen so verhassten Mainstream prägen. Der Unterschied ist, dass sie diesem Denkmuster eine neue Füllung geben, eine unverhohlenen rassistische und autoritäre nämlich. Sie erheben den Anspruch, die Rationalität, die als emanzipatorisches Fortschrittsprojekt angetreten war, neu zu programmieren.« Auch Alexander Dugin hat im Rahmen seiner *Vierten Politischen Theorie* (London 2013) der liberalistischen, postmodernen Schwundstufe des Transhumanismus seine eigenwillige Vorstellung von einer esoterischen »Angelologie« entgegengesetzt – die Repolitisierung des Lebens nach der Überwindung des Menschen durch die Auseinandersetzung zwischen übermenschlichen Wesen anstelle des fortschrittsgläubigen Idylls von körperlichen Bedürfnissen weitestgehend abgekoppelter letzter Menschen. Vielleicht ist doch das Politische das *Eschaton*, der wahre *Ghost* in der fleischlichen *Shell*? ■

»Inzwischen erobert die Prothesen-Medizin den Menschen, mit sowohl natürlichen als auch künstlichen Transplantaten. Diese Medizin konstruiert immer mehr einen eigenen, einen alternativen menschlichen Körper. Stück für Stück wird dieser Körper durch Kunst-Stücke ersetzt: Zähne, Brüste, Beine, Leber. Die Grenze zwischen Mensch und Maschine schwindet. Der Mensch wird zum technischen, zum ideologischen Artefakt.«

Alexander Schuller: »Zum Kämpfen zu fett«; in: *Sezession* 36, Juni 2010, S. 6ff.

Literaturhinweise:

Robert Ettinger: *Aussicht auf Unsterblichkeit?*, Freiburg 1965;

Stefan Herbrechter: *Posthumanismus. Eine kritische Einführung*, Darmstadt 2009;

Julian Huxley: *New Bottles for New Wine*, London 1957;

Martin Kurthen: *Weißer und schwarzer Posthumanismus. Nach dem Bewusstsein und dem Unbewussten*, München 2011;

Ray Kurzweil: *Menschheit 2.0. Die Singularität naht*, 2. durchges. Aufl., Berlin 2014.

Der Geist der Technik und die Macht der Daten

von Benedikt Kaiser

In seiner vielbeachteten Studie *Der flexible Mensch* wies der britische Soziologe Richard Sennett auf folgendes hin: Im zeitgenössischen (digitalen, postindustriellen) Entwicklungsstadium des Kapitalismus beherrschten die Kapitalisten nicht nur die Maschinen, sondern verfügten auch exklusiv über das technische Wissen und kontrollierten die Kommunikation. Es seien dies zwei Stränge, die grob als »hart« (Produktion und das Wissen darüber) und »weich« (Kommunikation- und Datenkontrolle) beschrieben werden könnten.

Man sollte diesen Gedanken aufgreifen und weiterführen: So, wie es zwei unterschiedliche und doch korrelierende Sphären sind, die in Sennetts Sinne von Großkonzernen beherrscht werden, sind es zwei unterschiedliche Entwicklungsstränge des damit verbundenen gegenwärtigen technologischen Fortschritts, die weltweit für Unsicherheit und Besorgnis sorgen. Denn einerseits treiben insbesondere die »Großen Fünf« – Facebook, Google, Amazon, Apple und Microsoft – die freiwillige integrale Selbstoffenlegung der Menschen voran. (Jeder soll von allen alles wissen können, nichts bleibt mehr verborgen, alle sind vernetzt, die totale Transparenz wird bisweilen als egalitäres, herrschaftsfreies Paradies stilisiert – während die tatsächliche Kontrolle und Weiterverwendung aller willfährig preisgegebenen Daten zunächst vor allem den Konzernen obliegt.) Andererseits – und auch hier mischen die »Großen Fünf« mit – erlebt die Arbeitsgesellschaft einen rasanten Wandel, der vermutlich soeben erst richtig Fahrt aufgenommen hat. Vernetzte Maschinen, selbstlernende Hochleistungssysteme, Künstliche Intelligenzen (KI), kurz: die bedeutendsten Entwicklungen der »Industrie 4.0« (nach Dampfmaschine, Fließband und Computer) werden in der Zukunft zu gravierenden Einschnitten in der globalen Arbeitswelt führen, haben aber Wurzeln, die weit zurück reichen.

Carl Schmitt untersuchte in seiner Arbeit über den *Nomos der Erde* das Verhalten der einstigen alleinigen Superweltmacht Großbritannien, deren »Britannia rule the waves!« keine banale Ausübung von Hegemonie zugrunde gelegen hatte, sondern eine raffinierte Kunst der Verschleierung von realen Machtverhältnissen. Großbritannien wußte, daß ein offener Herrschaftsanspruch über die Weltmeere einer Kriegserklärung an andere Seefahrernationen gleichkäme. Statt dessen deklarierte man die Meere als eine Sache »aller und niemandes« (*Res omnium et nullius*) – und übte doch weitgehend die Kontrolle darüber aus, wer welche Räume nutzen konnte. Der Kulturhistoriker und Soziologe Wolfgang Schivelbusch transferierte dieses Konzept der verschleierte Seemannschaft in die Sphäre der digitalen Revolution und verglich die Rolle der englischen Flotte als mit lauterer Absichten getarnter Akteur der Raumnahme im Bereich der Weltmeere mit der Rolle der Konzerne von heute, die mit Geheimdiensten kooperieren und – ebenfalls mit lauterer Absichten verschleiert – die aktive Raumnahme im *Cyberspace* praktizieren. Götz Ku-

»Trotzdem war die englische Entscheidung für das Element des Meeres größer und tiefer als der begrifflich klare Dezisionismus der kontinentalen Staatlichkeit. Die Insel wurde der Träger des Raumwandels zu einem neuen *Nomos* der Erde, potenziell sogar schon zum Absprungfeld für den späteren Sprung in die totale Entortung der modernen Technik.«

Carl Schmitt: *Der Nomos der Erde*.

bitschek sprach in diesem Kontext von einer »ortlosen Mentalität«, die derartigen Strategien vorausgehen müsse. Man huldigt keinem ressentimentgetriebenen Antiamerikanismus, wenn man Kubitscheks Hinweis um die Feststellung ergänzt, daß es keinen Zufall darstellt, wenn alle die Entwicklung der *Cyberspace*-Raumnahme forcierenden Konzernkräfte ihren Ursprung und Wirkungsschwerpunkt im US-amerikanischen Silicon Valley besitzen. In seiner fulminanten Darlegung der Auflösungen aller Bindungen in den Vereinigten Staaten hat George Packer darauf hingewiesen, daß Amerikaner es gewöhnt seien, »allein in einer Landschaft zu leben, in der nichts Haltbares ist, nichts Festes«. Daher kreierte sie leichter ihre eigenen Heilsversprechen, die Sinn stiften und zugleich neue Räume erschließen sollen.

Diese Mentalitätsäußerung ist bereits in der frühen Geschichte der Siedler angelegt. Von ihrem Mythos des unerschlossenen Raumes des 17. und 18. Jahrhunderts führt eine direkte Traditionslinie zum Silicon-Valley-Kapitalismus. Diese Ausprägung eines schier grenzenlosen Wachstumsstrebens entstand Mitte des 20. Jahrhunderts indes nicht ganz im luftleeren Raum der kalifornischen Einöde; tatsächlich wirkten die ersten IT- und High-Tech-Firmen in bis heute beibehaltener direkter Kooperation mit US-Geheimdiensten und dem Militärapparat, die das Valley frühzeitig als fruchtbares Experimentierfeld entdeckten. Ausgerechnet die in Kalifornien reüssierende Hippie-Kultur begünstigte die rasche Entwicklung als kapitalistische und militärindustrielle Pionierregion sogar: Die Zeit der Kommunen war zugleich die Zeit der Entstehung der frühen Computerwelt, sie war geprägt von individualistischem und experimentellem Denken, das keine Schranken kannte und keine Grenze akzeptierte. Es ist daher kein Zufall, daß sich einige der bedeutendsten und prominentesten IT-Pioniere zwischen beiden Welten bewegten. Steve Jobs, der Gründer Apples, entstammte beispielsweise dem *Anything-goes*-Umfeld der Hippie-Bewegung; und die Frage ist berechtigt, ob einige Errungenschaften von Apple, Facebook und Co. überhaupt denkbar gewesen wären, wenn all die *Start-ups* ihre kreativen Köpfe in der Entstehungsphase nicht unmittelbar aus der bunten Welt des Experimentellen herausgelöst hätten und ihre überbordende Kreativität nun ökonomisch verwerteten.

Dabei verloren die erfolgreichen Unternehmer, die von *Start-up*-Motoren zu Konzernleitern wurden – ob nun beispielsweise Mark Zuckerberg (Facebook), Steve Jobs (Apple) oder Peter Thiel (PayPal) – nie vermeintlich oder tatsächlich philanthropische Zielsetzungen aus dem Auge. Wohltätigkeitssimulationen spielen bis heute eine große Rolle für die Konzernriesen, und es sind nur vordergründig die Millionen- oder gar Milliarden Spenden, die das belegen. Viel stärker als Spendenbereitschaft für soziale Zwecke ist es der grundsätzliche Weltverbessererimpuls, der den digitalen Kapitalismus stützt. Zuckerberg et al. sind von der Vorstellung beseelt, daß das, was sie tun, ein wesentlicher Beitrag zur Verbesserung der Lebensverhältnisse auf globaler Ebene sei. Daß sie dies als menschenfreundliche Vision verkaufen, schließt nicht aus, daß sie gleichzeitig knallhart Geschäftsinteressen vertreten und Einfluß auf politische Entscheidungsgremien auf nationalstaatlicher oder supranationaler Ebene nehmen. Mit dem Auftreten der High-Tech-Wohltätigkeitskapitalisten trat die Frage in die Sphäre der politischen Ökonomie, ob es einen Unterschied mache, wenn die Interessen, die von den Großkonzernen in der Politik vertreten werden, nur privat egoistische seien, oder ob zusätzlich humanitäre Ansprüche dazukämen, ja ob man sich in außerökonomischen Fragen anmaße, mehr zu wissen, mehr zu können, es schlichtweg besser und effektiver zu organisieren als die Politiker und die Verwaltung. Man geht im Silicon Valley also davon aus, Strukturen schaffen zu können, die es ermöglichen, tatsächlich besser zu handeln. Ziel ist es, an bestehenden demokratischen Institutionen vorbei die jeweiligen sogenannten Zivilgesellschaften so zu organisieren, daß sie in diejenige Richtung blicken und handeln, die wiederum dem Programm der Fortschrittsgläubigen entspricht.

Man sollte es nicht Marxisten überlassen, die Problematik herauszustreichen, daß am Ende derjenige Macht hat, der über Geld disponiert (Hans-Jürgen Jakobs), ja um festzustellen, daß das hypermoderne Auftreten der neuen Kapitalisten noch gefährlicher ist als das klassische Ge-

»Der *Cyberspace* ist die Beute weniger Riesen (Amazon, Google, Facebook, Yahoo usf.), denen es gelingt, das geistige Besatzungsregime als allgemeine Freiheit zu verkaufen und die Masse dazu zu verführen, freiwillig zur Beute zu werden.«

Goetz Kubitschek: »See-nahme im Netz«; in: *Sezession* 61.

»Man benutzt Technologie als trojanisches Pferd eines bislang noch kaum verstandenen Joint Ventures zwischen staatlichen und privaten Institutionen, das eine beispiellose Macht über die Information gewährleistet. Dieser Machtblock operiert jenseits der Kontrolle durch uns als Bürger und Konsumenten. Ich bezeichne ihn als militärisch-informatiellen Komplex, weil er seine Macht aus der Produktion und dem Einsatz neuer, wie ich es nennen möchte, »Massenausforschungswaffen« bezieht, die aus Daten und dem technischen Apparat zu deren Erwerb, Analyse und Speicherung bestehen.«

Shoshana Zuboff: »Die neuen Massenausforschungswaffen«.

winnstreben der alten großen Unternehmer, mit denen man seitens des Staates Kompromisse (Schlichtungen, Vereinbarungen, Absprachen usw.) eingehen konnte – und die darüber hinaus häufig ethischen (religiösen, humanitären) Normen folgten und an eine gegenwärtig überwiegend verlorengegangene heimatliche Solidarität rückgebunden waren. Heute hat man es mit einer qualitativ neuen Dimension zu tun: Eine Gruppe von Menschen glaubt tatsächlich, daß *alle* Probleme (medizinische, gesellschaftliche, wirtschaftliche etc.) durch die permanente digitale Revolution technisch lösbar seien und daß nur *sie* über die technologischen Mittel und Ideen verfügten, dieses große, die Zukunft der Menschheit verändernde Projekt zu bewältigen. Sie wähnen sich mithin als Katalysatoren einer weltgeschichtlichen Mission.

Dietmar Dath spottet über solchen »Rechnermessianismus«, der, wie er selbst einräumt, auch Linke jeder Couleur befallen kann. Denn die »alte bürgerliche Erbsünde des Glaubens an einen quasi naturgesetzlichen Fortschritt«, die Dath moniert, ist auch eine dieser linken »Erb-sünden«, denen der Glaube an die emanzipatorische Kraft der Technologie innewohnt. Eine technikspezifische Lektüre des linken Sozialisten Dath ist daher um die Lektüre des rechten Sozialisten Ernst Niekisch zu ergänzen. Jahrzehnte vor dem Entstehen des Silicon-Valley-Kapitalismus und seiner dualen Struktur aus Ichbezogenheit und Fortschrittsmission betonte Niekisch in seinem Aufsatz »Menschenfresser Technik«, daß es dieselbe Luft sei, »innerhalb deren sich die Entfesselung des Individualismus und die Vollendung der Technik vollzieht«. Der »Zug zur Grenzenlosigkeit« ist dieser Denkart immanent, die Technik sehe sich, so Niekisch vorausblickend, »*jeder* Aufgabe gewachsen«. Parallel werde die Wirtschaftsproduktion ins Maßlose drängen, das Individuum alle Bindungen leugnen und keine Grenzen mehr anerkennen. Wer aber keine Grenzen der Machbarkeit mehr kenne, gehe weiter, als es statthaft wäre, der entweihe natürlich Gewordenes, »denn alles Gewachsene ist ein Begrenztes«. Diesen Vorwurf richtet Niekisch nicht nur an die von ihm vorweggenommenen Kapitalisten unserer Zeit, sondern ebenso an deren marxistische Kritiker, wie sie heute in Person von Dath verkörpert werden. Niekisch beanstandete bei ihnen einen folgenschweren Fortschrittstrugschluß: Sie würden daran glauben, daß man Technisierung, Rationalisierung, technologischen Fortschritt an sich etc. vorantreiben müsse. Indem man so handle, würde man die kapitalistische Gesellschaft ihrem äußersten Punkt näherbringen, woraufhin auf Basis des erreichten Fortschritts ein dialektischer Umschlag folgte, der den Sozialismus mit sich brächte. Niekisch bewertete solche Denkschablonen mit Recht als naiv. Doch ebensowohl wandte er sich gegen die konservative Sehnsucht nach einem »Zurück«, das es nicht geben könne, da der »Siegeslauf der Technik über die Erde« unausweichlich sei. Was Niekisch gegen das den Fortschritt antreibende Duo aus Kapitalismus und Individualismus stellen wollte, war eine Wendung hin zum gemeinschaftlichen bis kollektivistischen Denken. Das Sowjetrußland seiner Tage sah er als lebendigen, »plastisch-organischen« Gegenpol zum kapitalistischen Fortschrittsprinzip der totalen Entgrenzung, da sich Lenins Reich der Technik bemächtigt habe, aber nicht zuließ, daß sich die Technik seiner bemächtigte.

In den 80 Jahren seit der Erstpublikation dieses Niekisch-Aufsatzes hat sich die Welt natürlich weitergedreht, die Sowjetunion ist zerfallen und der Kapitalismus hat seinen kollektivistischen, kommunistischen Gegenspieler verloren. In Dave Eggers Roman *Der Circle* betritt nun ein anderer scheinbarer »Kommunismus« die Bühne: der »Informationskommunismus«. Konkret geht es um den fiktiven Riesenkonzern »Circle«, der alle Bereiche, die bis dato getrennt waren (Social Media, Mail-Accounts, Bezahllapps etc.), in einem einzigen System vereint. Das Programm »TruYou« ist auf dem Prinzip »ein Konto, eine Identität, ein Paßwort, ein Zahlungssystem« pro Person aufgebaut. Die Handlung spitzt sich zu, der Circle wächst und weitet sich aus, stattet Mitarbeiter mit 24-Stunden-Cams aus, die ihr ganzes Leben (freiwillig) offenlegen, treibt Widerständige in den Wahnsinn (oder in den Tod) und übt direkten Einfluß auf das politische Washington aus. Das Perfide daran: alles geschieht freiwillig, Milliarden Menschen werden dazu geführt, freiwillig zur Beute zu werden; die »systemerhaltende Macht« ist »nicht mehr re-

»Der Marxismus ist illusionistisch: er begeistert, wo man fürchten sollte. Der Antimarxismus ist heuchlerisch: er schleudert Anklagen, wo er heimlich begünstigt und offen profitiert.«

Ernst Niekisch, »Menschenfresser Technik« (1931).

pressiv, sondern seduktiv, das heißt, verführend« (Byung-Chul Han). Gab es vor dem Circle die Möglichkeit, »auszusteigen« aus dem System, ist es am Ende des Romans damit vorbei; der Kreis (Circle) schließt sich, die Vollendung ist erreicht, jeder transparent, alles offengelegt, der totalitäre Alptraum Realität. Die Erlösungsvorstellung der fiktiven Circle-Jünger ist dabei die Erlösungsphantasie der real existierenden Konzernriesen auf die Spitze getrieben, der »technologische Totalitarismus« (Frank Schirrmacher) in Vollendung. Der Clou des Circles ist, daß durch die totale Offenlegung, durch die zum Prinzip erhobene vollständige Transparenz jegliches Wissen (auch privater und intimer Natur) allen gehört, eine perverse Form von »Infokommunismus«. Eine geläuterte Circle-Mitarbeiterin weist am Ende auf dieses Phänomen, denn natürlich handelt es sich – in der Theorie des Romans wie in der Praxis von nur scheinbar kosten- und gegenleistungslosem Facebook und Konsorten – gerade darum, daß der sukzessive erzielte Infokommunismus mit puren kapitalistischen Zielsetzungen einhergeht. Das Sammeln von Daten ist ein neues Geschäftsmodell, und wer sie einschließlicher der Kommunikation der Menschen kontrolliert (und weiterverwenden kann), akkumuliert in der Informationsgesellschaft damit unvorstellbaren Reichtum.

»Bei genauem Hinsehen ist die Umsonstkultur des Silicon Valley nicht die partielle Realisierung einer kommunistischen Utopie, wie viele Netzaktivisten lange Zeit glaubten, sondern der ideologische Schleier massenhafter Enteignung und rücksichtsloser Ausbeutung.«

Thomas Wagner: *Das Netz in unsere Hand!*



Daß das Sammeln und Auswerten von allerhand Daten (Krankenkarte, Eß- und Sportgewohnheiten, Kaufverhalten etc. pp.) die Möglichkeit bietet, einige Probleme zu lösen, mag stimmen. Die Gefahren wiegen aber weitaus schwerer als die Vorteile. Denn das grundsätzlichere Problem ist die private Aneignung von Daten. Jene, die heute propagieren, Daten »für den guten Zweck« zu sammeln, die vorgeben, Armutsherausforderungen wären lösbar durch Datensteuerung und darauf aufbauende Planung durch zentrale Konzernstellen, bilden zugleich dieselben Kreise, die sich eine Gesellschaft jenseits des enthemmten Kapitalismus nicht vorstellen können, weil es sich verhält wie Alain de Benoist betonte: Wer einmal das Werteverständnis dieser Form des Kapitalismus angenommen hat, kann aufgrund dieser Beschränkung keine grundlegenden Alternativen finden. Aus diesem Grund bleiben philanthropische Bemühungen von Leuten wie Bill Gates, Mark Zuckerberg und anderen zwecklos: Es gibt kein richtiges wohltätiges Verhalten im falschen zugrundeliegenden Paradigmasystem.

Zukunftsvision iTown – der Designer Alfred Twu hat den Apple Campus in Cupertino gedanklich schonmal erweitert und daraus eine Kleinstadt gemacht: mit einem Supermarkt, Appartements und vielen Grünflächen.

Worum es im 21. Jahrhundert also gehen wird, ist die Rückeroberung des öffentlichen Raums. Da es jedoch keine Patentrezepte gibt und die Situation des derzeitigen Fortschritts eine neuartige Problemstellung darstellt, kann es nur darum gehen, erste Debatten zu entfachen, wie es jenseits der Herrschaft der US-Monopolkonzerne weiter gehen *könnte*.

Dafür ist die Herausbildung einer kritischen Masse von Unzufriedenen mit dem bestehenden Daten- und Kontrollsystem unerlässlich. Realpolitische Maßnahmen seitens der Staatenwelt wären sogar bereits jetzt möglich; ins Kerngeschäft der Großen – also in die Werbungsindustrie – einzugreifen, würde für Wirbel sorgen, denn Datensammlung zum Weiterverkauf ist der hauptsächliche Profitgenerator. Staatlicherseits gesetzte Werbeeinschränkungen würden diese Konzerne kleiner machen, gefährden, herausfordern, und damit wäre eine solche Einschränkung die naheliegende primäre Art der Intervention.

An einem späteren Punkt müßte versucht werden, in mehreren Staaten gleichzeitig öffentliche Netz-Strukturen zu schaffen, statt das Spielfeld den Privatkonzernen zu überlassen. Dies setzt jedoch voraus, daß vorher ein kritisches Bewußtsein geschaffen wird, ja daß gemeinschaftliche Aufklärung und Mobilisierung durch einige Vorhut-Akteure ein massives Umdenken breiterer Massen herbeiführt analog der einstigen Umweltbewegung, die nur wenige zehntausend Menschen mobilisierte, aber das Bewußtsein einer ganzen Gesellschaft umgestaltete. Nötig ist letztendlich also ein – zum jetzigen Zeitpunkt kaum vorstellbares – Phänomen des Bewußtseinswandels um hundertachtzig Grad.

Diese ersten Ansatzpunkte können freilich nur Diskussionen über den Aspekt von Daten- und Kommunikationskontrolle herbeiführen. Die Zukunft der Arbeit ist dabei noch gar kein Thema gewesen. Auf diesem Felde stehen uns ebenso sehr weitreichende Veränderungen bevor. Viele Fragen drängen sich auf, die man speziell seitens der europäischen Staatenwelt nicht länger ignorieren können wird. Was passiert, um nur ein Beispiel anzuführen, wenn zahlreiche Beschäftigungsverhältnisse aus dem unteren Qualifikations- und Entgeltsegment Europas überflüssig werden durch Roboter oder Künstliche Intelligenzen, aber die Flüchtlingsbewegungen noch mehr potentielle Angehörige »unterer Schichten« mit sich bringen? Hier ist einerseits vorstellbar, daß die massenhafte Zuwanderung von Menschen, die bereitwillig prekärer Beschäftigung nachgehen (müssen), zu bestimmten Rationalisierungen führt, daß man also einzelne technologische Errungenschaften gar nicht einsetzt, weil es teurer wäre, die Technik zu verwenden, als die günstigen neu hinzugekommenen Arbeitskräfte zu nutzen. Andererseits sind in diesem Beritt erste Überlegungen auch seitens der Kapitalistenklasse zu bewerten, die sich – etwa in Person von Großunternehmer Götz Werner (dm-Drogerie) oder Spitzenmanagern wie Timotheus Höttges (Telekom) – positiv über ein bedingungsloses Grundeinkommen (BGE) äußern. Auch Akteure milliardenschwerer Konzerne wissen, daß nicht für alle schlecht qualifizierten Migranten (und Einheimischen) »Jobs« zu schaffen sind. Zahlt man jedem einzelnen jedoch ein BGE aus, dessen Höhe kontrovers diskutiert wird, so legt dasjenige Prekariat quantitativ zu, das zwar ausgeschlossen von gesellschaftlicher Teilhabe ist, aber durch die Möglichkeit des Konsumentendaseins politisch neutralisiert wird. Daran anschließende Überlegungen eher traditionell argumentierender Linker, hier könnte die »Klasse an sich« eine »Klasse für sich« werden, ja hier könnte eine neue Allianz der Ausgebeuteten entstehen zwischen den autochthonen »Überflüssigen« und den importierten, krankt an mangelndem Sinn für die objektiven wie subjektiven Realitäten.

Dessenungeachtet haben nichtkapitalistische Rechte und Teile der Linken vor allem die Absage an Transhumanismus und an den Glauben totaler Machbarkeit gemein; sie vertreten beide Standpunkte auf Basis der Annahme, daß der Mensch mehr ist als nur Schmiermittel der kapitalistischen Maschinerie. In einem Entwicklungsstadium ebendieser Maschinerie, das geprägt ist von Vereinzelungsprozessen und Gemeinschaftssimulation durch »soziale Medien«, werden die Menschen über kurz oder lang wieder stärker nach echtem Halt und Bindung suchen. Die Rückkehr des »Wir«-Gedankens samt solidarischer Basis ist die größte Gefahr für das kapitalistische Prinzip des universellen Egoismus. Ein »Regime, das Menschen keinen tiefen Grund gibt, sich umeinander zu kümmern, kann seine Legitimität nicht lange aufrechterhalten«, wie Richard Sennett unterstrich. Es gilt daher, auf unterschiedlichen Ebenen und mit unterschiedlichen Akteuren in Richtung einer »Gemeinschaft füreinander tätiger Subjekte« (Axel Honneth) als Gegenerzählung zum Silicon-Valley-basierten Technokraten-Individualismus hinzuwirken. ■

»Es sind, das lohnt, festgehalten zu werden, nicht die Maschinen, die Menschen einstellen oder feuern.«

Dietmar Dath: *Maschinenwinter*.

Literaturhinweise:

Dietmar Dath: *Maschinenwinter. Wissen, Technik, Sozialismus. Eine Streitschrift*, Frankfurt a.M. 2008;

Dave Eggers: *Der Circle*, 4. Aufl., Köln 2014;

Götz Kubitschek: »See-nahme im Netz oder Schivelbusch liest Schmitt«, in: *Sezession* 61, S. 1;

Ernst Niekisch: »Menschenfresser Technik« (1931); in: ders.: *Widerstand. Ausgewählte Aufsätze aus seinen »Blättern für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik«*, Krefeld 1982, S. 56–65;

George Packer: *Die Abwicklung. Eine innere Geschichte des neuen Amerika*, Frankfurt a.M. 2014;

Shoshana Zuboff: »Die neuen Massenausforschungswaffen«, in: Frank Schirrmacher (Hrsg.): *Technologischer Totalitarismus. Eine Debatte*, Berlin 2015, S. 38–49;

Carl Schmitt: *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*, 4. Aufl., Berlin 1997;

Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, 5. Aufl., Berlin 2008;

Thomas Wagner: *Das Netz in unsere Hand! Vom digitalen Kapitalismus zur Datedemokratie*, Köln 2017.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Felix Dirsch, 1967, studierte katholische Theologie (Dipl. Theol.), Philosophie (M.A.) und Politikwissenschaft (Dipl.sc. pol.); lehrt seit 2013 Politikwissenschaft in Armenien und ist seit 2012 Lehrbeauftragter an der Hochschule Politik (München) für den Fachbereich Politische Theorie.

Authentischer Konservatismus. Studien zu einer klassischen Strömung des politischen Denkens, Berlin 2017

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.

Querfront, Schnellroda 2017

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Das war's. Diesmal mit Kindern, Küche, Kritik, Schnellroda 2017

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

(Hrsg:) *Deutsche Daten*, Band 5 des *Staatspolitischen Handbuchs*, Schnellroda 2017

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

Die Hierarchie der Opfer, Schnellroda 2017

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Felix Menzel, 1985, studierte Medien- und Kommunikationswissenschaften, Politik und BWL. 2004 gründete er mit Mitschülern die Jugendzeitschrift *Blaue Narzisse*.

Der vertagte Bürgerkrieg, Chemnitz 2016

Lutz Meyer, 1962, studierte in Münster Philosophie. Arbeitet als Konzeptverantwortlicher und Texter in der Werbung.

Johannes Konstantin Poensgen, 1992, studiert Politikwissenschaft und Geschichte.

Jörg Seidel, 1965, Studium Lehramt Geschichte/Deutsch. Studium Philosophie, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Psychologie. Unabhängiger Autor, Übersetzer und Blogger (unter »Seidwalk«).

Martin Sellner, 1989, studiert in Wien Philosophie (BA) und Rechtswissenschaften. Politisch aktiv als Leiter der Identitären Bewegung Wien.

Gelassen in den Widerstand. Ein Gespräch über Heidegger, Schnellroda 2015

Gábor Vona, 1978, ist Vorsitzender der Partei Jobbik und ihr Fraktionsführer im ungarischen Parlament.

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet für den Verlag Antaios.

Die deutsche Geschichte geht weiter ... Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren, Berlin 2015

Michael Wiesberg, 1959, Studium der Evangelischen Theologie und Geschichte. Arbeitet als Lektor und freier Journalist.

Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung, Dresden 2002

Disruption: Das Mantra der Digital-Trotzkisten

von Michael Wiesberg

In dem Buch *Die Amerikanisierungsfalle* (2007) der Wirtschaftswissenschaftlerin Ulrike Reisach gibt es ein Kapitel, übertitelt mit »Der Markt als Kriegsschauplatz«, in dem sie sich mit dem »Kulturkampf« in deutschen Unternehmen auseinandersetzt. »Kulturkampf« meint hier die zunehmende Orientierung deutscher Unternehmen an amerikanischen Managementmethoden und das damit verbundene, wie Reisach herausstellt, ständige »einseitige« Schielen auf Aktienkurse und Quartalergebnisse. Damit im Zusammenhang steht eine starke Erfolgsorientierung, die zwischen und innerhalb von Unternehmen zum Konkurrenzkampf führe, »bei dem es um das Überleben am Markt« gehe. Die Amerikaner pflegten in diesem Zusammenhang ganz bewußt »kriegerische Analogien«, Bücher über Kriegskunst, wie die von Clausewitz oder Sun Tzu, erfreuten sich deshalb »großer Beliebtheit«. Der »Sieg und der unbedingte Willen zum Sieg« würden zu Antriebsfedern und auch zum Auswahlkriterium für Führungskräfte.

Auf dem »Kriegsschauplatz Markt« macht nun seit einiger Zeit ein neues Schlagwort die Runde, das mittlerweile auch in Deutschland angekommen ist und den Kanon martialischer US-Managementrhetorik um einen neuen, bezeichnenden Begriff erweitert. Gemeint ist das Schlagwort »Disruption«, 2015 bereits »Wirtschaftswort des Jahres«, das auf gut deutsch »zerreißen« oder »unterbrechen« bedeutet. Auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos im Jahre 2016 war »Disruption« eines der dominierenden Themen; dort kam man zu der Überzeugung, daß die »digitale Disruption« gerade erst begonnen habe. Angesichts der Omnipräsenz dieses Begriffes spöttelte sogar die sonst so wirtschaftsliberale FAZ: »Disruption« ist immer und überall, alles und jedes wird »disrupted«, sogar der Tante-Emma-Laden um die Ecke, der sich eine App bastelt, kommt sich mächtig progressiv vor. Disruptiv halt.«

Was nun aber bezeichnet »Disruption« eigentlich genau? Der Begriff beschreibt einen Prozeß, der in erster Linie mit den Umbrüchen der Digitalwirtschaft in Zusammenhang gebracht wird: Bestehende, traditionelle Geschäftsmodelle, Produkte, Technologien oder Dienstleistungen werden immer wieder von innovativen Erneuerungen abgelöst oder teilweise vollständig verdrängt. Anschaulich werden die hier gemeinten Vorgänge zum Beispiel anhand des Aufkommens online gestützter Musikvertriebe (z.B. iTunes), die sukzessiv zur Zerschlagung des lokalen Musikgeschäftes geführt haben. Diese Musikvertriebe geben dem Kunden einerseits die Option, Musik beliebig herunterzuladen, während Musikern andererseits die Möglichkeit eröffnet wird, auch ohne ein Musiklabel erfolgreich zu sein. Für Musikhändler und Preßwerke hingegen bedeutet diese Entwicklung, daß ihnen, reagieren sie nicht selbst mit individuellen innovativen Modellen, mehr und mehr der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Was heute für den Besitzer von Musik-CD-Läden gilt, gilt morgen wo-

»Disruption ist ein Prozess, bei dem ein bestehendes Geschäftsmodell oder ein gesamter Markt durch eine stark wachsende Innovation abgelöst oder »zerschlagen« wird. Der Begriff »Disruption« leitet sich von dem englischen Wort »disrupt« (»zerstören«, »unterbrechen«) ab und beschreibt einen Vorgang, der vor allem mit dem Umbruch der Digitalwirtschaft in Zusammenhang gebracht wird: Bestehende, traditionelle Geschäftsmodelle, Produkte, Technologien oder Dienstleistungen werden immer wieder von innovativen Erneuerungen abgelöst und teilweise vollständig verdrängt. Insbesondere in der Startup-Szene ist der Begriff »Disruption« eine beliebte Vokabel, da er das revolutionäre Denken eines Gründers zum Ausdruck bringt.«

gruenderszene.de

möglich für alle möglichen Wirtschaftsbereiche: Wer sich nicht auf die Logik der digitalen Märkte ausrichtet und als »Effizienzbremse« erweist (so der Journalist Christoph Keese, der den Herold der »disruptiven« Botenschaft von Silicon Valley in Deutschland gibt), wird, egal wie etabliert das Unternehmen war und wie lang die Unternehmensgeschichte ist, auf dem »Kriegsschauplatz Markt« zerstört und verschwindet; genau das meint »Disruption« im Kern. Kodak, der vom Markt gefegte Hersteller für photographische Ausrüstung, gilt als Paradebeispiel dafür, was jenen passiert, die nicht »disrupten«: In seinen besten Zeiten hatte Kodak 150000 Mitarbeiter, 2012 war der einstige Gigant insolvent, weil er die digitale Revolution verschlafen hatte.

US-Netz-Giganten wie Google, Apple, Microsoft, Oracle oder auch Amazon – oft im kalifornischen Silicon Valley beheimatet –, gelten als Inbegriffe für »Disruption«. Gemäß dem »Trend- und Zukunftsforscher« Matthias Horx wirkten sie nicht nur durch ihre Größe und ihre Technik bedrohlich, sondern auch aufgrund ihrer »kulturellen Fremdheit«: »Lauter Nerds, die sich nicht mehr an geschäftliche Konventionen halten, sondern mit lockerer Miene Revolutionen verkünden, und dabei verwaschene Jeans tragen.« Der 2011 verstorbene Apple-Gründer Steve Jobs ist so etwas wie der »Gottvater« der »Disruption«; sein Name steht, um nur zwei Beispiele zu nennen, für Produkte wie den iPod oder das iPhone, die die digitale Welt verändert haben.

Der in Harvard lehrende US-Wirtschaftswissenschaftler Clayton Christensen, der die Theorie der »Disruption« entwickelt hat, bringt seine diesbezüglichen Forschungen dahingehend auf den Punkt, daß jedes noch so etablierte und erfolgreiche Unternehmen eines Tages von einer existenzbedrohenden Revolution bedroht sei. Disruptive Prozesse, so seine Überzeugung, seien notwendig für eine Weiterentwicklung des Marktes. Diese Prozesse gingen oft von *Start-up*-Unternehmen aus, weil erfolgreiche Unternehmen keinen Grund hätten, das eigene Geschäftsmodell in Frage zu stellen. Das Management handelt also rational, wenn es auf kontinuierliche Verbesserung setzt. *Start-up*-Unternehmen probierten, so Christensen, ihre neuen Ideen und Methoden zunächst auf Nischenmärkten aus, wo sie ihre Produkte optimierten. Danach attackierten sie etablierte Unternehmen auf breiter Front mit oft unschlagbar günstigen Angeboten. Christensen hebt hervor, daß mit seiner Theorie auch Voraussagen im Hinblick auf die Zukunft möglich seien und auch auf andere Bereiche, wie zum Beispiel Universitäten oder das Bildungssystem, übertragbar sei, die ebenfalls auf disruptive Innovationen ausgerichtet werden müssen. Das Patent auf den Begriff »Disruption« meldete im übrigen aber Jean-Marie Dru an, Vorstandsvorsitzender einer Werbeagentur, der ihn 1991 kreierte und schützen ließ.

Christensens Erkenntnisse sind keineswegs originell, klingt doch vieles, was heute unter »Disruption« kommuniziert wird, bereits bei einem der bedeutendsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts an, nämlich bei Joseph Schumpeter, den Christensen vor dem Hintergrund der digitalen Revolution quasi aktualisiert hat. Schumpeter indes sprach von »schöpferischer Zerstörung«, die er als wesentliches Kriterium des Kapitalismus ansah. Die anhaltende Innovationskraft von Unternehmern sei, so Schumpeter bereits vor über hundert Jahren, Auslöser »kreativer Zerstörung«. Nur durch Innovationen, die gleichzeitig Bestehendes zerstören, seien Unternehmen in der Lage, sich auf dem Markt zu behaupten und im Wettbewerb durchzusetzen. Zugespitzt läuft das auf eine permanente Veränderungsbereitschaft hinaus, die Schumpeter als Voraussetzung wirtschaftlicher Dynamik ansah. Er sprach von einer Revolutionierung der Wirtschaftsstruktur »von innen heraus«, die unaufhörlich »die alte Struktur zerstört« und »unaufhörlich eine neue schafft«.

Klarzustellen ist eine Reihe von Mißverständnissen im Zusammenhang mit »Disruption«. Tobias Anslinger hat diese Klärung im Blog des *Magazin für Kommunikationsmanager (KomMa)* unternommen, wo er einige Fehldeutungen auszuräumen versuchte: Zum einen seien nicht die Märkte »disruptiv«, sondern vielmehr die »Innovationen im Sinne von Technologien«. »Disruptiv« – und nicht erhaltend – ist eine Innovation dann, wenn sie die Spielregeln auf dem Markt oder im Nutzungsverhalten verändert. Weiter steht das Mißverständnis im Raum, Digitalisierung schaffe *per se* »Disruption«. Nicht jede App und nicht jede »in-

»Disrupt – in dieses Wort hat sich das Silicon Valley verliebt. Man begegnet ihm auf Schritt und Tritt. Es ist die populärste Vokabel seit *Peace* in den 60er-Jahren. In jeder Präsentation fällt das Schlagwort *disruptive Innovation* dutzende Male. In den Planungsrunden malen Gründer sich aus, wie sie besser *disrupten* können, auf zahllosen Kreidewänden fahren *Disrupt*-Blitze in die Wertschöpfungskreise, Studenten lernen im ersten Semester, wie sie *Disruptoren* werden können.«

Christoph Keese: *Silicon Valley*.

»Ein Rudel angreifender *Start-ups* klingt wie ein Rudel freßwütiger Hyänen, aber im Grundsatz läßt die Sprache der Disruption die Rhetorik eines anderen Konfliktes – eine Sprache der Panik, Angst, Asymmetrie und des Chaos – anklingen, in dem ein *Start-up* sich weigert, nach etablierten Regeln zu spielen und den Wettbewerb explodieren läßt. *Start-ups* [...] sehen so klein und machtlos aus, bis man merkt – wenn es zu spät ist –, daß sie umwerfend zerstörerisch sind ... Ka-Boom!«

Jill Lapore: »The disruption machine. What the gospel of innovation gets wrong«, in: *The New Yorker* vom 23. Juni 2014.

telligente Maschine« wirkten auch gleich »disruptiv«. Schließlich widerspricht Anslinger der Vorstellung, daß nur diejenigen Unternehmen, die sich »disruptiv« geben, um Innovation und Zukunftsorientierung zu signalisieren, erfolgreich seien.

Was Schumpeter und letztlich auch der Begriff »Disruption« zum Ausdruck bringen wollen, ist folgendes: Nicht die Größe eines Unternehmens ist entscheidend, sondern dessen Innovationspotential. Wem angesichts der Beständigkeit des Veränderungsdruckes Assoziationen mit der Idee einer »permanenten Revolution« kommen, wie sie ein gewisser Leo Trotzki in einem völlig anderen Kontext hegte, der liegt nicht ganz falsch. Entsprechend dramatisch konstatiert zum Beispiel der Journalist Christoph Keese, Cheflobbyist des Axel-Springer-Verlages: »Disruption heißt Unterbrechung.« Es sei »Chiffre für ein Lebensgefühl, eine Art Gehirnwäsche«. Motto für die richtige Methode, »Märkte zu attackieren und Marktführer zu verdrängen. Glaubensbekenntnis für eine vom Erfolg beflügelte Erfinderkultur, die weiß, daß sie alles erreichen kann, wenn sie nur radikal genug denkt«.

Keese hat 2013 ein halbes Jahr in Palo Alto im Silicon Valley zugebracht, um dort vor Ort die Folgen des digitalen Wandels insbesondere für die Medienbranche zu untersuchen. Der Journalist hat seine Erkenntnisse in einem Buch veröffentlicht – *Silicon Valley. Was aus dem mächtigsten Tal der Welt auf uns*

zukommt (2014) –, das einen Einblick in die Welt der angeblich grenzenlosen Innovation der US-Internet-Giganten eröffnet. »Disrupt« sei, so Keese, das »Mantra des Silicon Valley«; »wichtigstes Wort und zentraler Schlachtruf«. Ähnlich bekannt wie Christensen sei in Silicon Valley nur Charles Darwin und dessen Postulat: »Nicht die stärkste Art überlebt, auch nicht die intelligenteste, sondern die wandlungsfähigste.«

Diese Wandlungsfähigkeit zeitigt ihre Früchte dort, wo es Angreifern etablierter Unternehmen gelungen ist,

mittels digitaler Plattformen neue Märkte zu schaffen. Was das konkret heißt, hat zum Beispiel Google vorexerziert: Die beiden Gründer Larry Page und Sergey Brin erkannten 1996, daß je öfter eine Website im Internet verlinkt ist, desto interessanter ihr Inhalt in der Regel ist. Auf Grundlage dieser wenig spektakulären Beobachtung programmierten sie eine Suchmaschine, die der Konkurrenz deutlich überlegen war. Google machte in der Folge riesige Gewinne mit Werbung, die genutzt wurden, um den Kunden immer mehr digitale Dienste anzubieten. Im Herbst 2008 gelang dann ein zweiter großer Wurf: Mit dem mobilen Betriebssystem Android wurde aus dem Suchmaschinen-Anbieter Google ein Plattform-Betreiber. Mehr als 80 Prozent aller Smartphones der Welt laufen mittlerweile mit Android, auf dem der App-Store von Google installiert ist. App-Entwickler, die erfolgreich sein wollen, müssen sich den Regeln des Plattformbetreibers Google – oder, bei dem Betriebssystem iOS, den Regeln von Apple – unterwerfen, um überhaupt in das Angebot des App-Stores aufgenommen zu werden. Dazu gehört auch, die hohen Margen zu akzeptieren, die Google oder auch Apple bei jedem Verkauf einstreichen. Alle anderen App-Plattformen erreichen bestenfalls Nischenmärkte.

Was für die Plattformmärkte App-Stores gilt, gilt mehr oder weniger auch für andere digitale Plattformen, wie sie zum Beispiel Amazon, Ebay oder auch Booking.com anbieten. Google versucht mittlerweile, neue digitale Plattform-Märkte zu erschließen. Dazu gehören laut einem Artikel des Wirtschaftsmagazins *brand eins* zum Beispiel vernetzte Energie-



Mark Zuckerberg und Facebook findet das alles einfach klasse.

»Die erste Disruption fand im Neandertal statt, als das Feuer erfunden wurde und der Braten die kalte Platte ablöste.«

Michael Trautmann (Vorstand Thjnk): »Dmexco 2015: Die besten Zitate aus Köln«, *horizont.net* vom 18. Dezember 2015.

ströme im Smart-Home, vernetzte industrielle Produktion (in Deutschland »Industrie 4.0« genannt) oder Anwendungen rund um die Vernetzung von Fahrzeugen.

Plattformen erlauben einer großen Zahl Firmen, deren Produkte und Dienstleistungen anzubieten. Auf ihnen gilt, so *brand eins*, »die gute alte Techniker-Regel: Wer die Norm macht, hat den Markt«. Hat sich eine digitale Plattform erst mal etabliert, führt an ihr kein Weg mehr vorbei, wozu unter anderem der »Netzwerk-Effekt« beiträgt. Die meisten Geschäftsmodelle, die auf Daten beruhen, sind fast immer Plattformen, bei denen Netzwerkeffekte gewissermaßen eingebaut sind, die der simplen Regel folgen: Je mehr Leute sich nämlich anschließen, desto mehr Leute können angesprochen werden.

Die Gewinne von Plattformbetreibern wie Google oder Apple sind entsprechend gigantisch – so wie die Machtposition, die ihnen zuwächst. Die Anbieter auf diesen Plattformen müssen sich zwar keinen Kopf mehr über die Vertriebswege oder die Infrastruktur derartiger Plattformen machen, unterliegen aber einem großen Preis- und Innovationsdruck aufgrund der Konkurrenzsituation, die vom Plattformbetreiber noch gefördert wird. Denn je mehr Wettbewerb auf einer Plattform herrscht, desto attraktiver ist das Angebot für die Endkunden. Der Weg an diesen Plattformen vorbei wird in Zukunft für viele Unternehmen immer schwieriger. Denn je digitaler die Welt, desto mehr Plattformen etablieren sich. Entsprechend groß ist das Interesse der US-Netzgiganten, mit dem »zentralen Schlachtruf Disruption« (Keese) immer neues digitales Terrain zu erschließen und Marktkonkurrenten zu »zerreißen«.

Wie nun ist der »Disruptions«-Hype einzustufen bzw. welche Konsequenzen gilt es zu ziehen? Werden wir, wie der »Disruptions«-Apokalyptiker Keese meint, »verschwinden«, »weil wir in der Logik digitaler Märkte Effizienzbremsen sind«? Wird das »disruptive Denken« unsere Welt vollständig umkremeln? Ist das, was früher gut war, nicht mehr gut, weil es nicht »neu« ist? Daß die Antwort in einer völlig anderen Richtung zu suchen ist, diese Erkenntnis ist der US-amerikanischen Historikerin Jill Lepore zu verdanken, die Mitte 2014 im Magazin *The New Yorker* mit einem einzigen Artikel die Dinge ins Lot setzte. Nicht nur daß sie Christensen, dem Guru der Lehre von der zerstörerischen Innovation, methodische Mängel nachweisen konnte. Aus ihrer Sicht verfolge Christensens »atavistische« Botschaft vor allem eines, nämlich, Angst und Panik zu verbreiten. Letztlich spiegele, so faßte *Wirtschaftswoche*-Redakteur Ferdinand Knauß die Thesen von Lepore zusammen, »Disruption« nicht den Willen zur Innovation, sondern eher, wie stark die Nachfrage nach Innovation bei schrumpfendem Angebot sei. Verstehe man Innovationen als »Treibstoff der modernen Wachstumswirtschaft«, dann ist in Industriegesellschaften ein Anstieg der Produktion nur mittels neuer Produkte möglich. Je saturierter die Konsumenten und je geringer die Zahl nachwachsender Konsumenten aufgrund demographischer Schrumpfung, desto größer der Zwang zu neuen, »hippen« Produkten. Diesen Erwartungen stehe aber eine nur geringe Zahl von Unternehmensgründern und Erfindern gegenüber. Die satten Erben in den westlichen Wohlstandsgesellschaften bringen also immer weniger Erfinderpersönlichkeiten hervor, dafür halten sie aber ein Überangebot von Kapital in ihren Händen. Hinter dem mit großer Emphase vorgetragenen Zwang zur »Disruption« steht also letztlich die Angst, daß den westlichen Wachstumsgesellschaften der »Treibstoff« ausgehen könnte.

Um nicht mißverstanden zu werden: Es gibt im Hinblick auf das, was sich im Moment als digitaler Transformationsprozeß abzeichnet, gerade auch aus deutscher Perspektive Handlungsbedarf. Mit Blick auf das aber, was als neuer »ökonomischer Stein der Weisen« (Knauß), der diesmal unter dem Begriff »Disruption« daherkommt, anmoderiert wird, drängt sich der Verdacht auf, daß es sich hier eher um einen künstlich geschürten Hype handelt, der vor allem im Interesse der US-Internetwirtschaft ist. Von den US-Netzgiganten ist bekannt, daß sie ansehnliche Summen in die Lobbyarbeit investieren, um ihre Einnahmen abzusichern. Daß die Theorie der »Disruption«, die die permanente technische Revolution predigt und die Gefahr beschwört, jedes Unternehmen könne jederzeit von Innovationen »zerrissen« werden, wie eine Art theoretischer Überbau dieser Lobbyarbeit wirkt, ist mit Sicherheit nur – Zufall. ■

»Das Ziel der Disrupter ist es, das Opfer zu hetzen, es zu treiben, es zu fassen zu bekommen und zur Strecke zu bringen.«

Marc Beise/Ulrich Schäfer: *Deutschland digital*.

Literaturhinweise

Marc Beise/Ulrich Schäfer: *Deutschland digital. Unsere Antwort auf Silicon Valley*, Frankfurt a.M. 2016;

Erik Brynjolfsson/Andrew McAfee: *The Second Machine Age. Wie die nächste digitale Revolution unser aller Leben verändern wird*, Kulmbach 2014;

Clayton M. Christensen: *The Innovator's Dilemma. Warum etablierte Unternehmen den Wettbewerb um bahnbrechende Innovationen verlieren*, München 2011;

Walter Eucken: *Grundsätze der Wirtschaftspolitik*, 7. Auflage, Tübingen 2004;

Christoph Keese: *Silicon Valley. Was aus dem mächtigsten Tal der Welt auf uns zukommt*, München 2014;

ders.: *Silicon Germany: Wie wir die digitale Transformation schaffen*, München 2016;

Ralf Keuper: »Das neue Gesicht der Disruption«, *it-finanzmagazin.de* vom 13. April 2015;

Ferdinand Knauß: »Vergeßt das nächste große Management-Ding!«, *wiwo.de* vom 27. Juni 2014;

Tobias Kollmann/Holger Schmidt: *Deutschland 4.0. Wie die Digitale Transformation gelingt*, Wiesbaden 2016;

Jill Lepore: »The Disruption Machine. What the gospel of innovation gets wrong«, *newyorker.com* vom 23. Juni 2014;

Steven Levy: *Google Inside. Wie Google denkt, arbeitet und unser Leben verändert*, Heidelberg, München u.a. 2012;

Georg Meck/Bettina Weiguny: »Disruption, Baby, Disruption!«, *faz.net*, vom 27. Dezember 2015.

Plädoyer für eine konservative Zukunftsvision

von Wiggo Mann

Wir stehen an der Schwelle einer Revolution. Jeder Bereich unseres Lebens wird davon betroffen sein. Ein heute geborenes Kind wird Arbeit, Gesellschaft, Kultur und Bildung völlig anders erleben als die Generationen zuvor. Die vierte industrielle Revolution, die eigentlich schon längst begonnen hat und nur noch nicht in der Wahrnehmung der Masse angekommen ist, wird vieles in Frage stellen, was wir für selbstverständlich halten. War das 20. Jahrhundert vom immerwährenden Konflikt zwischen Kapital und Arbeit und seinen ideologischen Folgen geprägt, wissen wir bereits jetzt, daß das 21. Jahrhundert vom Ringen von Kapital und Daten bestimmt werden wird.

Auf diese Veränderungen und die dazugehörigen gesellschaftlichen Diskussionen sind Konservative nicht vorbereitet. Während neoliberale Lobbygruppen dabei sind, die Gesellschaft 4.0 zu organisieren, greifen Konservative beim Thema Gesellschaft und Technik zu den Klassikern, deren begründete Sorgen zwar grundsätzlich noch aktuell sind, aber in großen Teilen vom technologischen Fortschritt überholt wurden. In der jetzigen Situation dürfen wir es nicht bei der Kenntnis der Klassiker belassen: Wir müssen Deutungen und Entwürfe auf der Höhe der Zeit anbieten, damit konservative Positionen überhaupt noch Berücksichtigung in der gesellschaftlichen Diskussion finden, die auf uns zukommt. Es bedarf einer konservativen Technikvision, die nicht nur pessimistisch in die Zukunft schaut und jede Neuerung verteufelt. Optimismus sei Feigheit, sagte Oswald Spengler? Gut: Seien wir feige, also optimistisch, damit wir die anstehende Revolution mitgestalten können. Wir dürfen uns nicht mit der Rolle des Zaungasts zufriedengeben, der sich die romantisierte Vorstellung alter besserer Zeiten, die es in der Realität nie gegeben hat, zurückwünscht und ansonsten nicht an der Diskussion teilnimmt. Revolution nämlich bedeutet immer auch Möglichkeit.

Bereits im März 1988 veröffentlichte der seit 1911 fast unangefochten weltweit führende IT-Konzern IBM im hauseigenen Nachrichtenblatt für den deutschsprachigen Raum eine Analyse technikkritischer Denkschulen unter besonderer Berücksichtigung konservativer und neomarxistischer Ansätze und ihrer potentiellen Übertragbarkeit auf Protestbewegungen aus der Feder des Historikers Rolf Peter Sieferle. Es ging darum, die Argumente der Kritiker zusammenzutragen und deren mögliche gesellschaftliche Relevanz zu bewerten. Es wurden die Klassiker herangezogen, die man auch heute zur Hand nimmt, wenn man sich dem Thema von einem konservativen Standpunkt annähern möchte. Untersucht wurden u. a. die Schriften von Oswald Spengler, Ernst und Friedrich Georg Jünger und Arnold Gehlen. Für die marxistische Ideenwelt wurden die technikkritischen Punkte des jungen Marx und seiner geistigen Erben der Frankfurter Schule zusammengetragen. Über beide weltanschaulichen Herangehensweisen fällt Sieferle ein vernichtendes Urteil. Im Erscheinungsjahr dieser strategischen Information für die IBM-Mitarbeiter stan-

»In den modernen Protestbewegungen verschmelzen daher die Wahrnehmungen dieser neuartigen Probleme mit überkommenen Motiven der konservativen wie der neomarxistischen Technikkritik, woraus sich eine unübersichtliche und widerspruchsvolle Melange von Ideologien und Forderungen ergibt. Dies wird etwa darin deutlich, daß diese Bewegungen bislang keine nennenswerten theoretischen Entwürfe hervorgebracht haben, die versuchen, in den Katalog der Wahrnehmungen und Forderungen eine konsistente Ordnung zu bringen.«

Rolf Peter Sieferle: »Zwischen Fortschrittshoffnung und Zukunftsangst«.

den noch die Umwelt- und Sozialbewegungen im Mittelpunkt des Interesses des Hardware-, Software- und Dienstleistungskonzerns, doch die Analyse von damals ist auch noch fast 30 Jahre später zutreffend. Standen Konservative und Neomarxisten Ende der 1980er ohne konkrete Konzepte da für die mittlerweile längst vergangene dritte industrielle Revolution, die Technisierung des Arbeitsplatzes und des Privatlebens durch Computer und Internet, sind sie auch heute, an der Schwelle zu vierten industriellen Revolution, ideenlos, ungefährlich und haben keine Konzepte, die den gewaltigen Veränderungen gerecht werden, die auf uns zukommen.

Dabei waren die Klassiker nicht wirkungslos. Nicht umsonst wird darauf hingewiesen, daß die Ökobewegungen von konservativen Ideen beeinflusst wurden. Doch Kulturpessimismus, die bloße Warnung vor der Zerstörung des Natürlichen und der Schöpfung und die Verarbeitung der Folgen der Massengesellschaft reichen nicht aus, um konservative Positionen, wie von Konzernen wie IBM befürchtet, als hemmenden, aufhaltenden Anteil in politische und soziale Bewegungen zu tragen.

Die heutigen Entwickler und Nutzer von Technologie sind anders geprägt, als es die konservativen Vordenker des vergangenen Jahrhunderts waren. Sie mußten nicht die Stahlgewitter und die totale Mobilisierung zweier Weltkriege erleben, die den Menschen auf ein austauschbares Zahnrädchen in der »Megamaschine« reduzierten. Die Jüngeren unter uns kennen nicht mehr die prägenden Umweltdiskussionen über Waldsterben und sauren Regen, die ihren Ursprung in der totalen Ausbeutung der Natur durch die Technik im Dienste von Kapitalismus und Sozialismus hatten. Heute wird Technik als Mittel zur Wohlstandssteigerung und Friedenssicherung wahrgenommen. Auch müssen Technik und Naturschutz kein Widerspruch mehr sein. Und die befürchtete völlige »Entzauberung der Welt« und der Schöpfung hat bisher nicht stattgefunden. Unser Wissen wächst schnell, interdisziplinär und exponentiell, dennoch stellen sich uns täglich neue Fragen zu den Wundern der Natur, der Entstehung des Universums oder den Grenzen des menschlichen Potentials.

Trotz aller Veränderungen bleiben auch technikskeptische Ansätze aktuell. Der unkritische Umgang vieler Konsumenten mit ihren Daten und die technische Durchdringung des Privatlebens gehen weiter als viele Befürchtungen. Die Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Technik muß ebenfalls völlig neu betrachtet werden. Ging es in der Vergangenheit darum, in welcher Beziehung Mensch und Technik zueinander stünden und ab wann die Technik den Menschen unterwerfe oder der sinnstiftenden Motivation beraube, geht es heute an die existentiellen Fragen der Schöpfung. In Zeiten von Organen aus dem 3-D-Drucker, gezüchteten Lebewesen und der Optimierung von Körperteilen durch Implantate stellt sich nicht nur die Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Technik, sondern die direkte Frage nach der immer mehr verschwimmenden Grenze zwischen künstlichem und natürlichem Leben. Hat der technische Fortschritt bisher unser Leben drastisch verändert, wird er in Zukunft uns selbst entscheidend verändern. Die Klassiker bedürfen also einer neuen Lesart und einer Ergänzung, die sich an den neuentstandenen Fragestellungen und kommenden Veränderungen orientieren.

Die Industrialisierung als erste industrielle Revolution hat Muskel- durch Maschinenkraft ersetzt, im sogenannten Primärsektor (Landwirtschaft, Bergbau) über 90 Prozent aller Arbeitsplätze vernichtet und die bis dahin ländliche Lebensweise der Menschen komplett verändert. Ein ähnlich drastischer Wandel für die Arbeits- und Lebenswelt war der zweite revolutionäre Schritt mit der breiten Nutzung der Elektrizität und der Einführung der Fließband- und Massenproduktion. Der Computerisierung der Arbeit und des Privatlebens durch die Implementierung des Internets fielen dagegen nur einzelne Berufsgruppen und Niedrigqualifizierte zum Opfer. Doch der jetzt bevorstehende, vierte technologische Schritt wird mit seiner totalen Vernetzung zum »Internet der Dinge«, der Verzahnung der Wissenschaften und der Ersetzung zahlreicher menschlicher Aufgaben durch Automatisierung ähnlich gravierende gesellschaftliche Folgen haben wie die Industrialisierung.

Laut einer vielbeachteten Studie der Universität Oxford aus dem Jahr 2013 sind 47 Prozent der Beschäftigten in den USA in Berufen tätig, die in den nächsten 20 Jahren durch Automatisierung bedroht sind.

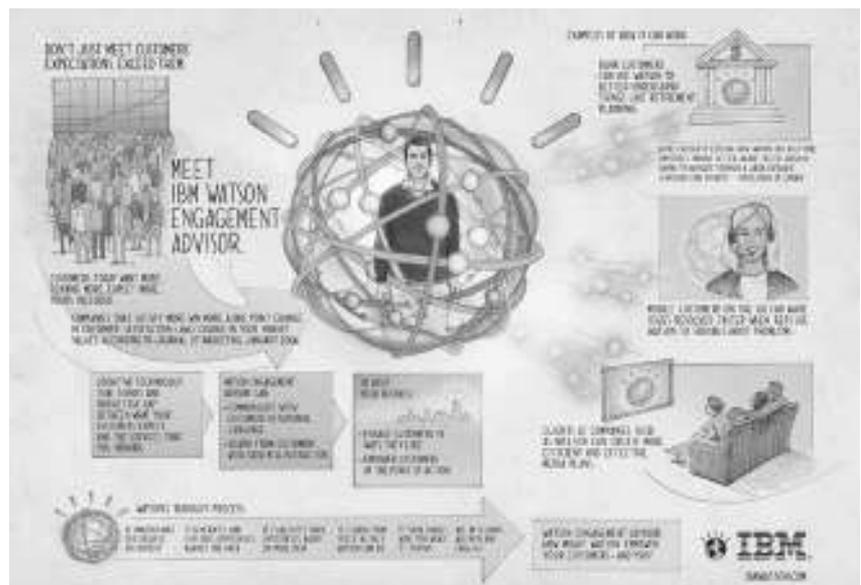
»Wir werden es erleben. Viele Leute werden verdrängt. Menschen, die die neue Zeit mit Optimismus sehen. Freunde von mir sagen gerne, daß künstliche Intelligenz, lernfähige Maschinen und Roboter auch neue Jobs schaffen – das stimmt. Die Frage ist, wie sich Zerstörung und Aufbau die Waage halten. Wenn das aus den Fugen gerät, werden viele ihre Jobs verlieren. Keine einfachen Arbeiter, Leute mit hohen Erwartungen, die Universitäten absolviert haben. Die werden wütend reagieren. Das wäre für alle ein schlechter Deal. Die Reichen müßten ihre Kinder von Bewaffneten zur Schule eskortieren lassen, und die Armen leben in Elend. Wir müssen den Reichtum nicht einfach verteilen, aber wir müssen die Armut ausmerzen. Ein Existenzminimum einziehen. Sichern, daß jeder etwas hat und manche superviel – statt superviel und nichts.«

Neil Jacobstein, Dozent und Vordenker der Singularity University, in der Dokumentation *Schöne neue Welt. Wie Silicon Valley unsere Zukunft bestimmt* (2016).

Eine Übertragung der Analyse auf die deutsche Wirtschaft ergab, daß in der Bundesrepublik im gleichen Zeitraum 42 Prozent der Arbeitsplätze durch Computerprogramme, Roboter und andere Maschinen verschwinden könnten. Wie dieser Arbeitsplatzabbau konkret aussehen wird, kann bereits jetzt in Japan beobachtet werden. Erst kürzlich hat ein japanisches Versicherungsunternehmen 30 Prozent einer Schadensbemessungsabteilung durch »Watson«, eine vielfältig nutzbare künstliche Intelligenz von IBM, ersetzt, und das ist nur ein Beispiel von vielen aus der einzigen Industrienation, die vom demographischen Wandel noch heftiger betroffen ist als Deutschland. Laut japanischen Forschungsinstituten könnten bis 2035 die Hälfte aller Arbeitsplätze durch Automatisierung ersetzt werden. Diese Entwicklung trägt eine enorme Sprengkraft in sich, wie man auch am Beispiel Deutschlands erkennen kann. Denn obwohl aufgrund des demographischen Wandels bis zum Jahr 2030 3,5 Millionen Arbeitskräfte weniger zur Verfügung stehen werden, dürften durch die neuen Technologien noch weit mehr Arbeitsplätze ersetzt werden. Selbst das schrumpfende Arbeitskräftepotential wird also nicht mehr in vollem Umfang benötigt werden, und vor allem Arbeitnehmer mit geringer oder mittlerer Qualifikation werden das zu spüren bekommen. Jedoch: Auch Ärzte, Piloten, Anwälte oder Steuerberater werden von der Automatisierung betroffen sein.

Hier sehen die Vordenker der schönen neuen Welt eine der größten Gefahren der kommenden Revolution. Man hat aus der Geschichte gelernt und weiß, daß die Industrialisierung und die auf sie folgende Massenverelendung zum Entstehen des Marxismus und, wenn man Ernst Nolte folgen möchte, der unterschiedlichen Gegenbewegungen geführt hat. Solche unkalkulierbaren Risiken möchte man in Zukunft vermeiden. Der Gründer des Weltwirtschaftsforums Klaus Schwab beschreibt in sei-

IBM-Advertisement: Watson (KI) – dieses Programm wurde entwickelt, um Antworten auf Fragen zu geben, die in digitaler Form in natürlicher Sprache eingegeben werden.



nem Buch *Die Vierte Industrielle Revolution* die verlockenden Möglichkeiten, die sich der jährlich in Davos versammelten globalen Machtelite bieten, aber auch die Gefahren, die auf die Globalisten zukommen könnten. So besteht die Sorge, daß sich kleine Gruppen an der Kontrolle der staatlichen Institutionen vorbei immer besser vernetzen und mittels moderner Kommunikationstechnik an Schlagkraft gewinnen könnten. Ähnliche Sorgen hat man in der Hauptstadt der Revolution, in San Francisco. Im Silicon Valley wird all das erdacht und umgesetzt, was unser Leben morgen und übermorgen bestimmen wird. Hier lehrt einer der Experten für Künstliche Intelligenz, Neil Jacobstein, an der Singularity University und sorgt sich um das Sozialgefüge der Gesellschaft nach der Revolution, an der er und seine Kollegen in den zahllosen kalifornischen Forschungslaboren arbeiten. Er wirbt für etwas, das wir in Deutschland bedingungsloses Grundeinkommen nennen: Damit sollen anstehende soziale Konflikte abgefedert werden, denn Unruhen könnten auch die superreichen Köpfe der technischen Revolution in Bedrängnis bringen. Auch hierzulande arbeiten unterschiedliche Interessengruppen fleißig an Kon-

zepten und Ideen für ein Deutschland 4.0, ob nun bei der neoliberalen, politikverzahnten Bertelsmann-Stiftung oder im Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Von konservativer Seite aber hört man nichts, noch nicht einmal ein Diskussionsansatz ist wahrnehmbar. Es bedarf aber einer konservativen Technikvision. Allein daß es ein realpolitisches und ideengeschichtliches Feld gibt, das zugleich entscheidend für unsere Gesellschaft und nur mangelhaft bearbeitet ist, müßte Konservative reizen, diesen weißen Fleck von der Landkarte zu tilgen. Erst recht, da der Begriff »konservativ« eine weitere Dimension erhalten wird: Es geht nicht mehr nur darum, zu bewahren, vor Ausbeutung zu schützen oder einen Lebenssinn zu vermitteln, es geht viel grundsätzlicher darum, den Menschen überlebensfähig zu halten. Wir werden in eine Situation kommen, in der wir uns den Maschinen in Intelligenz und Physis unterordnen müssen. Die konservative Technikvision wird aber immer dann dagegehalten, wenn der Mensch der Versuchung zu erliegen droht, ins Dekadente abzugleiten, Maschinen das menschliche Potential ausbremsen oder der Mensch vor der Selbstaufgabe steht und sich so von technischer Hilfe abhängig macht, daß er allein nicht mehr lebensfähig wäre.

Eine konservative Technikvision ist optimistisch. Realpolitisch stellt sich folgende Aufgabe: Gibt es Lösungen dafür, Deutschland und Europa trotz der demographischen Katastrophe und der veränderten Weltlage überlebensfähig für das 21. Jahrhundert zu machen, und zwar mit einer relativ homogenen Bevölkerung? Es gibt kein Naturgesetz, das besagt, daß in Deutschland 80 Millionen Menschen leben müssen. Wenn uns die Technologien helfen, Wohlstand, Frieden und Freiheit zu sichern, ohne dabei auf ungewollte Zuwanderung angewiesen zu sein, dann ist das eine Option. Militärisch kann das alternde Europa neue Verteidigungsstrategien mit geringem menschlichen Blutzoll entwickeln, um die Grenzen des Kontinents zu sichern und in der Welt handlungsfähig zu bleiben. Wir können neue Wege der demokratischen Beteiligung gehen, um etablierte Medien, intransparente Eliten oder vielleicht sogar Parteien überflüssig zu machen. Zudem brauchen wir Ideen, wie wir die rasanten technologischen Entwicklungen dieser globalen Revolution politisch effektiv steuern können. Was an einem Ort auf dem Globus verboten ist, wird an anderer Stelle umgesetzt. Was möglich ist, wird gemacht – im Zweifelsfall im Geheimen. Nationalstaaten und internationale Institutionen verlieren an Bedeutung, während Konzerne, die gerade einige Jahre jung sind, zu *Global players* aufsteigen. Hier bedarf es der Steuerungselemente für den europäischen Kulturraum, damit dieser nicht zwischen den Innovationen Asiens und der USA (die ihre Vordenker nicht so gut im Griff haben, wie sie denken) aufgerieben wird.

Es bietet sich die lange nicht dagewesene Möglichkeit zur Gestaltung einer neuen politischen Ordnung. Dafür bedarf es einer anschlussfähigen Idee. Diese Idee muß einerseits die Werte in sich tragen, die uns die Klassiker vermittelt haben, aber andererseits Antworten auf die Fragestellungen des 21. Jahrhunderts liefern. Sie muß attraktiv sein für die Macher und Entwickler, die man erreichen möchte, gleichzeitig Lösungen für den schärfer werdenden Konflikt zwischen Kapital und Daten anbieten und Antworten auf die kommenden sozialen Herausforderungen beinhalten. Befeuerte die erste industrielle Revolution die Entstehung des Marxismus, so hat der vierte Techniksprung das Potential für gesellschaftliche Umbrüche, die ideengeschichtlich einem Marxismus 2.0 gleichen, samt den potentiellen gesellschaftlichen Gegenreaktionen. Wie bringen wir uns in diese Gesellschaftsdiskussion ein und verhindern totalitäre Rückschritte, in die auch Demokratien fallen können, wenn sich mittels neuer technischer Mittel die verlockenden Möglichkeiten der Gesellschaftsteuerung bieten? Dabei muß über die Strukturen des 20. Jahrhunderts hinausgedacht werden. Wenn man sich Schriften von genialen Köpfen wie Stephen Hawking anschaut, dann sind mit technischem Fortschritt immer massive Veränderungen in den politischen Strukturen, ja sogar die Idee einer planetaren Zivilisation verbunden. Lösungen im Nationalstaat zu suchen, kann nur der erste Schritt sein. Es bleibt zu klären, ob gesamteuropäische Lösungen möglich sind oder die Suche nach Verbündeten global ausgeweitet werden muß. Es zeigt sich, von Antworten auf aktuelle realpolitische Themen bis hin zur grundsätzlichen Frage nach dem, was uns Menschen ausmache: Es gibt viel zu diskutieren. ■

»Wir haben in Amerika eine Regierung, die sehr langsam ist, die nur sehr langsam in der Lage ist, zu reagieren, und die Langsamkeit unserer Regierung ist ein großer Grund, warum Silicon Valley so gut funktioniert: Wenn wir eine sehr mächtige Regierung hätten, die sehr schnell reagieren könnte, glaube ich, würde viel Innovation einfach steckenbleiben.«

Sebastian Thrun, ehemaliger Vizepräsident von Google und Professor für künstliche Intelligenz an der Stanford University, in der Dokumentation *Schöne neue Welt. Wie Silicon Valley unsere Zukunft bestimmt* (2016).

Literaturhinweise:

Holger Bonin, Terry Gregory u. Ulrich Zierahn: *Übertragung der Studie von Frey/Osborne (2013) auf Deutschland* (= ZEW-Kurzexpertise 57), Mannheim 2015;

Carl Benedikt Frey u. Michael A. Osborne: »The Future of Employment: How Susceptible are Jobs to Computerisation?«, Oxford 2013 (abrufbar unter www.oxfordmartin.ox.ac.uk/downloads/academic/The_Future_of_Employment.pdf);

Klaus Schwab: *Die Vierte Industrielle Revolution*, München 2016;

Rolf Peter Sieferle: »Zwischen Fortschrittshoffnung und Zukunftsangst«, in: *IBM-Nachrichten* 292, März 1988;

Philip Stein: »Leben im Zeitalter der anonymen Ordnung. Rechte Kritik an der Megamaschine«, in: *Neue Ordnung* III/2016, S. 40–45.

Eliten, Experten, Mandarine – die Zukunft der Demokratie

von Lutz Meyer

Wozu noch Demokratie? Die Industriegesellschaften stehen vor gewaltigen sozialen, ökonomischen und ökologischen Herausforderungen. Ist die gegenwärtige Parteiendemokratie überhaupt willens oder fähig, diesen permanent wachsenden Aufgabenkomplex zu bändigen? Ist sie nicht vielmehr Teil des Problems? Ist der *Demos* als Souverän der Demokratie in der Lage, diese Komplexität und ihre Gefahren zu verstehen? Kann man es sich leisten, die Zukunft von Volkswirtschaften, Währungssystemen und politisch-bürokratischen Großkonstrukten in die Beliebigkeit von Wahlen und Volksentscheiden zu stellen?

Solche Überlegungen rufen sehr grundsätzliche Zweifel an der Demokratie hervor. Einer dieser Zweifler ist Jason Brennan, ein amerikanischer Philosoph und Politikwissenschaftler. Jason Brennan ist ein Mann der Eliten. Unter Eliten wollen wir im folgenden Menschen und Institutionen verstehen, denen an der möglichst schnellen und konsequenten Durchsetzung einer umfassenden Globalisierungsstrategie gelegen ist. Umfassende Globalisierung meint den weltweiten, durch keine Grenzen und sonstige nationalen Hindernisse behinderten Austausch von Waren, Dienstleistungen, Technologien, Finanzmitteln, Bodenschätzen und Arbeitskräften – gleiche Bedingungen und Chancen sollen in jedem Winkel des Planeten herrschen. Was sich dem entgegenstellt, wird beseitigt: nationalstaatliches Denken, kulturelle Besonderheiten, Sprachenvielfalt und überhaupt alles, was seine Eigentümlichkeit gegen den Andrang nivellierender Mächte bewahren möchte. Internationale Freihandelsabkommen dienen ebenso der Durchsetzung von Globalisierungsinteressen wie die Beseitigung widerspenstiger Regime, die EU-Haftungsunion für marode Staatshaushalte und Banken oder die Förderung der Massenmigration.

Die Zuwanderung überwiegend schlechtausgebildeter oder nicht ausbildungsfähiger Menschen in die westlichen Industriegesellschaften wirkt sich im Sinne der Eliten gleich mehrfach positiv aus: Das allgemeine Lohnniveau wird sinken, der Konsum minderwertiger, billig produzierter Waren wird anwachsen. Vor allem aber wird das Identitätsgefühl der alten Völker Europas beschädigt. Die Eliten profitieren so durch einen Zuwachs an Macht und Reichtum. Jason Brennan möchte den Eliten helfen, ihren Machtanspruch zügig auszubauen. Deshalb stellt er – vorsichtig zwar, aber in der Absicht leicht durchschaubar – die Demokratie zur Disposition. Brennan zweifelt an der Demokratie, weil sie es zulässt, daß derzeit in den von Globalisierung bedrohten Gesellschaften Kräfte im Wachstum begriffen sind, die wichtige Elitenprojekte wie Zuwanderung oder Freihandel zu gefährden drohen. Die Rede ist von den sogenannten Populisten – ein herabsetzend gemeinter, aber im Kern durchaus positiv deutbarer Begriff. Um den heraufziehenden Populismus abzuwehren, entwickelt Brennan das Konzept der Epistokratie: Die Wissenden sollen herrschen. Wissen im Sinne der Eliten ist gleichbedeutend mit der

»Vielleicht ist die Demokratie auf dieselbe Art wertvoll wie ein Hammer. Sie ist nichts anderes als ein nützliches Werkzeug. Aber wie wir gesehen haben, ist sie ein defektes Werkzeug. Dann müssen wir uns fragen, ob es nicht einen besseren Hammer gibt.«

Jason Brennan: *Gegen Demokratie.*

Einsicht in die Alternativlosigkeit ihres Herrschaftsanspruchs. Den Wis senden gegenüber stehen die Unvernünftigen, die populistische Parteien wählen. Sie sollen, geht es nach Brennan, künftig nicht mehr mitbestimmen dürfen.

Das Konzept der Epistokratie erinnert zunächst an das ältere Konzept der Technokratie: Die Führung des Gemeinwesens obliegt Experten – es herrscht die Logik der Sachzwänge. Doch bei näherem Hinsehen werden die Unterschiede zwischen Epistokratie und Technokratie deutlich. Diese Unterschiede sind von geradezu dramatischem Ausmaß. Es wird sich sogar die Überlegung aufdrängen, ob nicht vielleicht allein der technokratische Ansatz in der Lage sein wird, den Globalisierungsbestrebungen Einhalt zu gebieten. Die kalte, harte Technokratie könnte sich als bittere, aber notwendige Medizin erweisen – eine Medizin, die auch vielen Konservativen und Rechten nicht schmecken wird. Doch die eingangs geschilderte hochkomplexe Problemlage wird man kaum mit Basisdemokratie und anderen Träumereien der politischen Romantik in den Griff bekommen. Schauen wir also genauer hin: Was ist Technokratie, was verspricht sie?

Technokratie ist eine Regierungs- oder Verwaltungsform, die auf wissenschaftlichem und technischem Wissen beruht und sich durch strikte Rationalität und instrumentelle Vernunft auszeichnet. In diesem Sinne kann man auch den idealen Staat Platons als Technokratie bezeichnen, obgleich der Begriff Technokratie ein spätneuzeitlicher ist. Man mag auch an Arnold Gehlen denken – der Mensch als Mängelwesen ist der Institutionen (diese im einem sehr weiten Sinn gefaßt) bedürftig, denn nur sie ermöglichen ihm ein sicheres Leben. Selbst so gegensätzliche Entwürfe wie Ernst Jüngers *Arbeiter* und die Systemtheorie Niklas Luhmanns weisen deutliche Bezüge zum technokratischen Denken auf.

Im Zuge der Auseinandersetzung mit der neuzeitlichen Technik geriet alles Technokratische zunehmend in die Kritik. Besonders seit den 1960er Jahren wurden soziale, anthropologische, kulturelle und psychologische Aspekte in Stellung gebracht. Die Kritik richtet sich gegen ein Menschenbild, das sich an Sachzwängen orientiert und menschliche Bedürfnisse rational nach deren Nutzen und Verträglichkeit für das Gemeinwesen bewertet. Ein solches Staatswesen galt konservativen wie auch linken Kritikern als kalt, menschenverachtend, undemokratisch. Sind die Vorwürfe berechtigt? Es geht der Technokratie darum, den Bestand hochkomplexer Gemeinwesen zu garantieren. Solange ein technokratisches System dies leistet, die Mitglieder des Gemeinwesens mit allem für eine gute Lebensführung Erforderlichen versorgt und die Ressourcen des Gemeinwesens verantwortungsbewußt verwaltet, bedarf es keiner demokratischer Legitimierung – ein gutregiertes Volk braucht keine Wahlrituale, zumal es jedem Mitglied des Gemeinwesens offensteht, als Experte die Geschicke des Gemeinwesens mitzubestimmen. Der technokratische Staat wird nicht von gewählten Politikern geführt, sondern von durch Wissen und Können legitimierten Experten, die sich um die öffentliche Verwaltung kümmern. Deshalb spricht man auch von einer Expertokratie. Während sich die Expertokratie an den Erfordernissen der bestmöglichen Verwaltung des Gemeinwesens orientiert, ist die Epistokratie an den Interessen der Globalisierungselite ausgerichtet.

Wie aber steht es, blicken wir auf Technokratie und Epistokratie, um das Verhältnis zum Staat? Die Technokratie ist Inbegriff eines Staates, in dem öffentliche Angelegenheiten von gutausgebildeten Experten nach bestem Wissen zum Wohle aller geordnet und bestimmt werden. Die Einrichtung des Staatsgebäudes mag etwas karg sein, doch sie ist von hoher Zweckmäßigkeit und Beständigkeit. Man könnte auch an einen Ameisen- oder Bienenstaat denken – jeder Bewohner hat seine spezielle Aufgabe, alles ist sinnvoll erdacht und wird funktional ausgeführt. Der Staat ist eine sinnvolle, organisch gewachsene Großstruktur, ein Superorganismus. Die Epistokratie hingegen bedarf des Staates nur noch als Fassade, als Hülle, als Umsetzungshilfe des Machtanspruchs der Eliten gegenüber dem *Demos*. Die Organe des Staates zur Sicherung der Ordnung werden umfunktioniert zu Organen zur Machtausweitung der Eliten.

Die Epistokratie versucht zwar, sich als moderne Version der Technokratie zu verkaufen. Doch sie dient nicht den Interessen der bestmöglichen Verwaltung, sondern den Interessen einer globalisierten Wirtschaft.

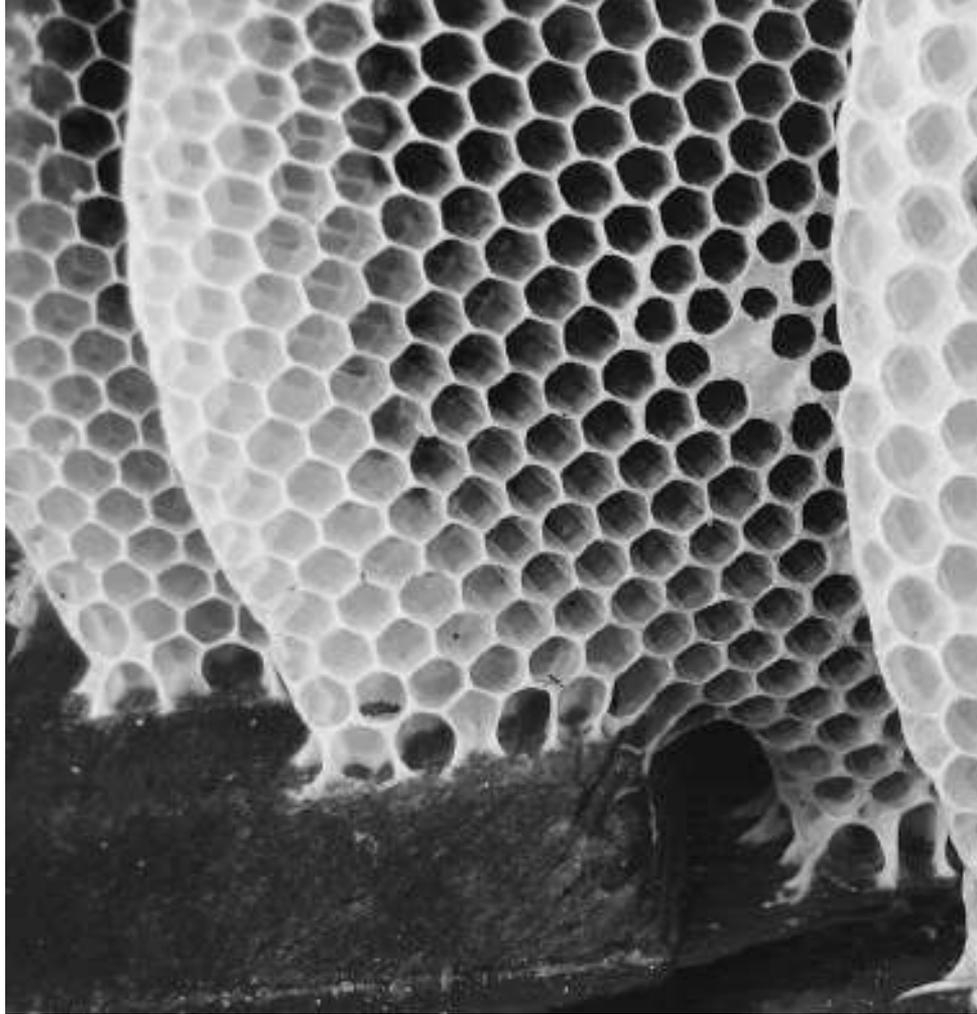
»Die Bürger in modernen Demokratien sind mehrheitlich unwissend und irrational und unterstützen politische Vorhaben und Kandidaten, die sie nicht unterstützen würden, wenn sie besser informiert wären.«

Jason Brennan: *Gegen Demokratie*.

»Der Superorganismus Bienenstaat ist mehr als die Summe aller seiner Bienen. Er besitzt Eigenschaften, die man bei den einzelnen Bienen nicht findet. Umgekehrt bestimmen und beeinflussen Eigenschaften der gesamten Kolonie im Rahmen ihrer Soziophysiologie viele Eigenschaften der Einzelbienen.«

Jürgen Tautz: *Phänomen Honigbiene*, Heidelberg u. München 2007.

*Optimale Organisation
in der Natur. Auch für
menschliche Gemeinwesen
ein Vorbild?*



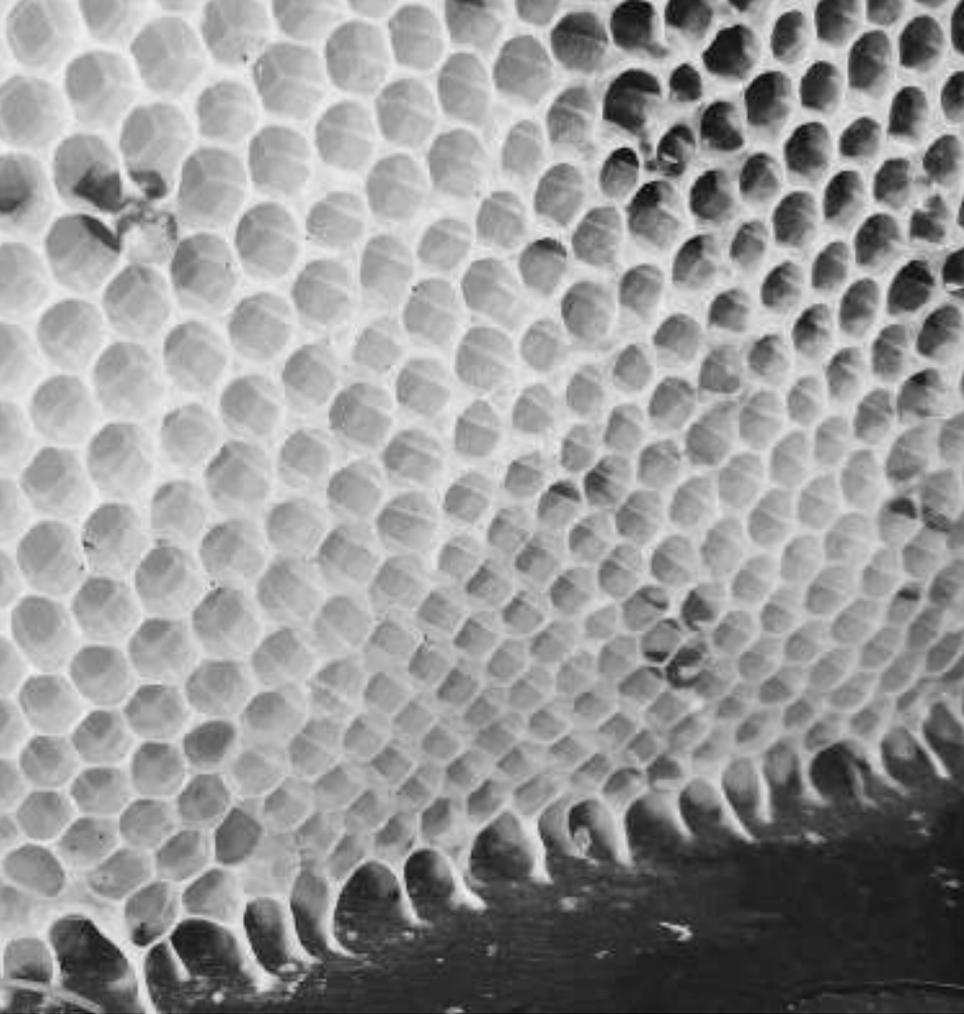
»Das Politische mag von der Bindung an den Staat abgelöst sein, aber es wird sich nicht auflösen. Das sollte jede verantwortliche Haltung in ihre Überlegungen einbeziehen und sich wiederum um die Klärung der Bedingungen mühen, die eine ›gute Ordnung‹ ausmachen. Die ist nicht als Restauration des klassischen Staates denkbar, aber sie wird mit seiner Gestalt doch vielmehr Ähnlichkeit haben müssen als mit Stammesgesellschaften oder Stadtrepubliken.«

Karlheinz Weißmann:
Post-Demokratie.

Ein wichtiger Gradmesser erfolgreichen wirtschaftlichen Handelns ist die Effizienz. Eine Technokratie muß nicht wirtschaftlich sein, sie soll vor allem ein funktionierendes Gemeinwesen ermöglichen. Dazu aber zählt auch die Einbindung der unproduktiven, also uneffizienten Mitglieder dieses Gemeinwesens. Die soziale Frage, die Frage nach der Verteilungsgerechtigkeit, wird sich in einem technokratischen System also niemals stellen – es hat diese Frage längst bedacht und zufriedenstellend beantwortet. Die Frage nach der Verteilungsgerechtigkeit stellt sich nur dort, wo nach Maßstäben der Effizienz gewirtschaftet und alles Unproduktive ausgeschlossen wird – also dort, wo ausschließlich ökonomische Maßstäbe gelten. Technokratie geht mit dem Staatsgedanken konform, die Epistokratie läuft ihm zuwider. Die Technokratie liefert den Staat nicht dem Effizienzdenken aus; die Epistokratie sehr wohl. Ähnlich verhält es sich mit der Demokratie – die Technokratie ist nicht notwendig mit der Demokratie verbunden, schließt diese aber auch nicht notwendig aus. Anders die Epistokratie – sie ist der Gegenentwurf der Eliten zur Demokratie. Können wir mit der Technokratie gegen die Epistokratie, mit dem Staat gegen die Globalisierungseliten vorgehen, ihnen Einhalt gebieten?

Bei Hobbes wird der Staat im Bild des Leviathan gefaßt. Der Staat ist als Ungeheuer gedacht (Nietzsche sieht ihn später gar als »das kälteste aller kalten Ungeheuer«). Der Entwurf des technokratischen Staates läßt das Ungeheuerliche klar hervortreten: Entschieden wird nach Maßgabe des Notwendigen, des Machbaren, des Erforderlichen – nicht des individuell Herbeigesehtnen. Es geht nicht darum, im Ausleben der eigenen Subjektivität Glück und Erfüllung zu finden. Es geht um Sicherheit. Das vielstimmige Fordern und Wünschen der in diesen Tagen langsam, aber sicher ihrem Ende entgegengehenden Wellnessdemokratie wird beim Leviathan auf taube Ohren stoßen. Der strenge Staat unterdrückt seine Untertanen jedoch nicht, sondern er schützt sie – vor allem vor sich selbst und dem als Gefahr für jede Ordnung lauern den anarchischen Naturzustand. Dieser Schutz hat seinen Preis: die Freiheit.

Der Naturzustand ist in der Staatstheorie von Hobbes ebenfalls im Sinnbild eines alttestamentarischen Ungeheuers erfaßt – Behemoth ist sein Name. Behemoth hat im Laufe der Zeit viele Metamorphosen durch-



laufen – im Hier und Heute ließe Behemoth sich als die jeder gewachsenen menschlichen Ordnung den Kampf ansagende Globalisierungselite identifizieren. Sollte allein der Leviathan diesen Behemoth bezwingen können? Doch wäre der Leviathan überhaupt noch stark genug? Gegenwärtig erleben wir im Ringen der Ungeheuer das Gegenteil: Behemoth reißt sich täglich dickere Brocken aus einem geschwächten Leviathan heraus. Man nennt es verharmlosend Privatisierung, doch eine derartige Privatisierung ist für Staat und Volkswirtschaft niemals harmlos, weil stets nur Gewinne privatisiert werden, etwaige Verluste aber sozialisiert. Der Staat ist im Verschwinden begriffen. Aber müßte man nicht im Kampf gegen die Eliten einen starken Staat geradezu herbeisehnen? Einen technokratischen Staat? Ich muß bekennen: Auch der Leviathan ist mir am Ende nicht recht geheuer.

Neben der Technokratie einerseits und der Epistokratie andererseits zeigt Arnold Gehlen, selbst einer gewissen Sympathie für Technokratisches nicht unverdächtig, in *Urmensch und Spätkultur* am Rande eine weitere Möglichkeit auf. Er erwähnt das chinesische Mandarinat als *Classe dirigeante* – die Mandarine waren »ethisch-literarisch gebildete Gentlemen, Vertreter einer ästhetischen Laiensittlichkeit und, wie Konfuzius seinerseits, religiös indifferent«. Mandarine waren als Gelehrte, Richter, Beamte das Rückgrat des chinesischen Staates und das Produkt einer strengen Erziehung und Ausbildung. Deren alleiniges Ziel war es, die Verwaltung des Landes durch die gelehrtesten und fähigsten Köpfe zu sichern. Sie waren keine Bereicherungselite, sondern Repräsentanten eines selbstbewußten Staates, seine Auslese und edelste Blüte. Hier sammelten sich jedoch nicht nur Gelehrsamkeit und Expertise, sondern auch Lebenserfahrung, heitere Gelassenheit, Kultiviertheit, Weisheit und Herzensbildung. Die Mandarine wirken ein wenig wie eine milde, minder kalte Version des technokratischen Experten. Es wäre ein reizvolles und keineswegs im Vorfeld schon entschiedenes Gedankenspiel, zu prüfen, ob eine Art lebenskluges Mandarinat oder die an Sachzwängen orientierten, streng rationalen Expertengremien in diesen Zeiten der Not wohl die besseren Herrscher abgäben. Auf das Gemeinwohl ausgerichtet wären – im Gegensatz zur Epistokratie – beide. ■

Literaturhinweise:

Horst Bredekamp: *Der Behemoth. Metamorphosen des Anti-Leviathan*, Berlin 2016;

Jason Brennan: *Gegen Demokratie. Warum wir die Politik nicht den Unvernünftigen überlassen dürfen*, Berlin 2017;

Carl Schmitt: *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols*, Hamburg 1938;

Karlheinz Weißmann: *Post-Demokratie*, Schnellroda 2009.

Wissenschaft und Politik – aktuelle Fragestellungen

von Erik Lehnert

»Unsere Zivilisation wird in Frage gestellt durch den Fundamentalismus in seinen verschiedenen Spielformen, durch die Bevölkerungsexplosion in den Südländern und durch die Folgen der Technik. Jedes dieser Probleme hat seine lange Vorgeschichte, aber erst in der Hochzivilisation sind sie geschichtsmächtig geworden und drohen in den Augen unserer Humanisten die Ernte von Jahrtausenden zu vernichten, während sie unseren Zynikern versprechen, die ohne ernste Herausforderungen vielleicht auf dem Lotterbett des Wohlstands erschlaffende Menschheit beweglich zu erhalten.« Was der Althistoriker Alexander Demandt 1993 in seinem Buch *Endzeit? Die Zukunft der Geschichte* konstatierte, dürfte mittlerweile als gesicherte Erkenntnis gelten. Unserer Zivilisation wird zugesetzt, und wir wehren uns kaum noch dagegen. Das nun ist neu: Denn auch wenn sich die Veränderung der Welt im letzten Jahrzehnt extrem beschleunigt hat, sind die Herausforderungen die alten geblieben. Der Nationalstaat ist die einzige verlässliche Größe, mit der sich die Herausforderungen meistern ließen, aber er wird vehementer denn je in Frage gestellt – als ob es dazu eine lebensfähige Alternative gäbe! Das Überleben der Völker entscheidet sich daher weniger an der außenpolitischen als an der innenpolitischen Front, weil die Infragestellung aus den eigenen Reihen kommt.

Folgend sind einige Themen aufgezeigt, in denen sich diese Infragestellung des Eigenen durch uns selbst am stärksten artikuliert. Gleichzeitig sind es Themen, die von der Wissenschaft aufbereitet und von der Politik entsprechend behandelt werden müssten. Einerseits sprechen die Fakten in diesen Bereichen eine klare Sprache, andererseits sind Fakten für die Politik noch lange kein Handlungsgrund. Ein Handlungszwang entsteht im Grunde erst immer kurz vor der Katastrophe, denn die Maßnahmen zur Abwendung sind unpopulär und mühsam. Daß aus der Wissenschaft kaum Impulse für staatliches Handeln kommen, liegt in der Gängelung der Wissenschaft begründet. Als willfähiges Instrument rechtfertigt sie nur, ohne Impulse zu setzen oder die berüchtigte Alternativlosigkeit zu widerlegen. Kurz: Es müssen auch hier Alternativen her!

| Politische Geographie Als 2010 der damalige Bundespräsident die deutsche Präsenz in Afghanistan mit dem Hinweis auf das Offenhalten von Handelswegen rechtfertigte, war das ein Tabubruch, der immerhin zum Rücktritt Horst Köhlers führte. Auch wenn es lächerlich scheinen mag, lebte Deutschland bis dahin offenbar in dem Glauben, solche Dinge wie die Beteiligung an Auslandseinsätzen seien so etwas wie der selbstlose Tribut an die amerikanische Mission der Demokratisierung der Welt. Da Uneigennützigkeit im Politischen immer das Gefühl der Sinnlosigkeit nahelegt, insbesondere wenn Menschenleben auf dem Spiel stehen, sind diese Einsätze umstritten und finden möglichst geräuschlos statt.

Da es so etwas wie eine angewandte politische Geographie in Deutschland nicht gibt, weil das »Geopolitik« genannte Feld unter Sozialdarwinismusverdacht steht, bleibt nur die Moralpolitik als Rechtfertigungsgrund für außenpolitisches Handeln. Das ist einer Nation unwürdig, die unter den eigenen geopolitischen Faktoren bis heute zu leiden hat und gleichzeitig so oft in der Lage war, darauf eine angemessene Antwort zu finden. Trotz der natürlichen Beschränkungen gelang es Deutschland immer wieder, sich einen der vordersten Plätze im Konzert der Völker zu erobern. Nun ist Geopolitik, welche Gesetzmäßigkeiten sie auch immer postuliert, eine hervorragend nationale Wissenschaft, deren Zweck vor allem darin besteht, das Wohl des eigenen Landes zu fördern. Das bedeutet nicht, daß sie kriegslüstern sei. Vielmehr besteht ihr Auftrag darin, aus den eigenen Beschränkungen das Beste zu machen und die Zukunft des Landes sichern zu helfen.

Heute ist Deutschland, im Gegensatz zur Zwischenkriegszeit, zwar von Freunden umgeben, die allerdings noch nicht vergessen haben, daß spätestens bei der Frage des Überlebens der eigenen Nation die Freundschaft aufhört. Deutschland hat sich hingegen von der politischen Bühne als Faktor verabschiedet und fühlt sich statt dessen für das Überleben der ganzen Welt verantwortlich. Das nutzen andere aus. Der aktuelle Beweis sind die Flüchtlingsströme, die vor allem in Deutschland münden und zumindest mittelbar eine Folge der gescheiterten amerikanischen Demokratisierungsstrategie sind. Diese konnte sich im Zweifel auf die Attraktivität des eigenen Lebensstils verlassen, gepaart mit der Bereitschaft, weltweit zu intervenieren. War es bis vor wenigen Jahren überlebenswichtig, im Windschatten der Amerikaner zu segeln, dürften sich für die zukünftigen Konflikte um Ressourcen, Handelswege, Terrorismus und Migration die alte Einsicht durchsetzen, daß man in der Lage sein muß, für sich selbst zu sorgen. Der Universalismus ist offensichtlich überfordert, und so ist es Zeit, einen neuen Partikularismus zu begründen.

»Deutschland spielt mit auf der Weltkarte: Das kann man leugnen oder gestalten, ändern kann man es nicht. Wer von der Souveränität Deutschlands und von deutschen Interessen spricht, hat sich für das gedankliche Gestalten entschieden und muß ab sofort nüchtern, und das heißt geopolitisch, denken.«

Felix Springer,
Sezession 47 (2012)

Geschichtswissenschaft Immer ist die Geschichte die Magd der Politik, ist ihr zu Diensten, rechtfertigt ihr Tun und sorgt schließlich für einen herausgehobenen Platz der eigenen Gegenwart. Entscheidend war dabei immer das Bestehen vor den Vorvätern, das Rechtfertigen des gegenwärtigen Tuns vor der eigenen Vergangenheit. Galt die Geschichte lange als Arsenal an Vorbildern, denen nachzueifern lohnte, und an Ereignissen, deren Kette sich das eigene Handeln anzugliedern hatte, besteht das gegenwärtige Bestreben darin, die Vergangenheit zu kriminalisieren. Die Geschichtswissenschaft ist dabei zum Sinngeber des guten Gewissens geworden. Wenn Gründe zur Selbstabschaffung der Deutschen gesucht werden: Die Geschichte liefert sie, denn nichts ist so trübe wie die eigene Vergangenheit. Das Ziel aller deutschen Geschichte ist die Gegenwart, an ihr gibt es nichts auszusetzen. Wer die Gegenwart als alternativlos erscheinen lassen will, muß die Vergangenheit als eine dunkle Zeit darstellen, vor der die Gegenwart um so heller erstrahlt.

Allerdings verrät die Geschichtswissenschaft damit ihren eigentlichen Auftrag, der vor allem aus drei Aufgaben besteht. Sie soll zum einen erzählen, wie es war. Das ist eine Herausforderung, an der bereits die meisten Historiker scheitern, weil ihnen die Vergangenheit lediglich als Negativfolie dient. Sie hat weiter dafür zu sorgen, daß der Bezug zur eigenen Vergangenheit nicht in Distanzierung, sondern Aneignung besteht. Und drittens muß sie alles daran setzen, die Gegenwart gerade nicht als alternativlos, sondern als eine je neu zu beurteilende Lage zu vermitteln, in der wir, wie auch in der Vergangenheit, verschiedene Handlungsoptionen haben. Wenn aber die Gegenwart das Maß aller Dinge ist, gibt es kein Maß. Die Zerstörung der Familie hat ihr Pendant in der Zerstörung der Nation, die immer eine Schicksalsgemeinschaft ist. Diese reicht in die Vergangenheit und kann nur von dort die Rechtfertigung ihrer Existenz beziehen.

Geschichte heißt Rückbindung an die Vergangenheit und Verantwortung für die Zukunft. Jede Nation braucht, wenn sie überleben will, eine Idee ihrer Besonderheit, die sich nicht darauf beschränken kann, besonders bössartig gewesen zu sein. Die Frage muß vielmehr lauten: Warum muß es uns geben? Oder: Was würde fehlen, wenn es uns nicht gäbe?

»Die Gelehrtenrepublik lebt davon, dass sich die an ihr beteiligten Wissenschaftler tatsächlich auch als »Gelehrte« verstehen, als Fachleute also, die ihr Wissen wirkend weitergeben wollen und sich dabei nicht von den »Laien« abkoppeln. Und sie lebt von Wissenschaftlern, die sich als wissenschaftliche Republikaner verstehen.«

Stefan Jordan: *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft*, 3. akt. Aufl., Paderborn 2016.

Philosophie Die Fortschritte der Wissenschaften haben insbesondere bei der Anwendung auf den Menschen einen ungeheuren Bedarf an »ethischer Orientierung« produziert, der sich in der Frage zusammenfassen läßt, ob wir alles dürfen, was wir können. Erschwerend kommt hinzu, daß die klassische Orientierung insbesondere der Religion, aber auch der Geschichte in einem so starken Schwinden begriffen ist, daß ihre Antworten auf die Herausforderungen nur noch für ganz wenige Menschen wirklich verbindlich sind.

»Aber was will man? nochmals gefragt. Wenn man ein Ziel will, muß man die Mittel wollen: wenn man Sklaven will, – und man braucht sie! – muß man sie nicht zu Herren erziehen.«

Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1887–1889*, KSA 13, München u. New York 1980.

Der Verweis auf Gottes Schöpfung, in die der Mensch nicht eingreifen dürfe, stand allerdings immer unter dem Verdacht der Entmündigung und provozierte den Hinweis, daß ja auch der menschliche Erkenntnisdrang göttlichen Ursprungs sei: Selbst wenn uns dieser Drang aus dem Paradies vertrieben habe, stelle er doch das Überleben der Menschheit sicher, auch wenn er mittlerweile in der Lage ist, es zu vernichten. Phänomene wie die Bekämpfung des Terrorismus und des Elends in der Welt bedürfen selbstredend der Orientierung, aber bei allen diesen Fragen wird übersehen, daß die Philosophie keine letztgültige Antwort geben kann: Alles ist letztlich ethisch rechtfertigbar.

Die Philosophie, wird bemüht, wenn es darum geht, die Werte zu beschwören, auf die wir uns angeblich geeinigt hätten und die es zu verteidigen gelte. Auch hier dasselbe Bild: Welche Werte das sind, ist nicht verbindlich, und ein Wert wie Toleranz hat in unserer Lage durchaus die Bedeutung, daß mit ihm jemand mundtot gemacht werden soll. Die Rede von Demokratie und Liberalismus schlägt schnell in einen Fundamentalismus um, der sich vor allem gegen all jene richtet, die diese universalistischen Werte nicht teilen, und in geschichtspolitischen Fragen richten sich solche Unwerterklärungen vor allem gegen die Deutschen.

Woran es mangelt, sind vor allem drei Dinge, die eigentlich genuine Aufgaben der Philosophie sind und denen staatspolitisch die höchste Aufmerksamkeit gelten müßte. Es mangelt an logischem Denken, an politischer Urteilskraft und schließlich an einer realistischen Anthropologie. Statt sich diesen Aufgaben zu widmen, beschränkt sich die Philosophie darauf, zweifelhafte Lebenshilfen zu formulieren oder völlig unverständlich an Spezialproblemen zu arbeiten, deren Ergebnisse es nie über die Mauern der Universität schaffen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Philosophie ihre eigentliche Aufgabe leisten und vor allem auch erfolgreich vermitteln wird, wird mit jedem Tag geringer.

Politikwissenschaft Einer Wissenschaft, die als Demokratiewissenschaft in die Bundesrepublik eingeführt wurde, muß es notwendigerweise schwer fallen, den eigenen Anspruch, eine Wissenschaft zu sein, die dem besten aller politischen Systeme gewidmet ist, nicht mit reiner Propaganda zu verwechseln. In dem Terminus »Demokratiewissenschaft« steckte wenigstens noch die ehrliche Aussage, nur das als legitim zu bezeichnen, was demokratisch ist. Eine andere deutsche Tradition der Politikwissenschaft ist dagegen ins Hintertreffen geraten: jene, die die konkrete Lage eines Volkes in den Blick nimmt. Die letzten Versuche einer Wiederbelebung fanden auf universitärer Ebene in den späten siebziger Jahren statt.

»In der internationalen Politik geht es nie um Demokratie oder Menschenrechte. Es geht um die Interessen von Staaten. Merken Sie sich das, egal, was man Ihnen im Geschichtsunterricht erzählt.«

Egon Bahr in: *Rhein-Neckar-Zeitung* vom 4. Dezember 2013.

Mit normativen Universalansprüchen, wie sie in der gegenwärtigen Politikwissenschaft gepflegt werden, ist Dogmatisierung möglich, aber keine Erkenntnis, die konkret verwertbar wäre. Die konkrete Lageanalyse orientiert sich weniger an politischen Vorgaben als an der Wirklichkeit, muß daher schonungslos das eigene Scheitern offenlegen, wenn das Überleben gesichert werden soll. Es geht um eine Lageanalyse, wie wir sie vom Militär kennen: Sie betrifft einen konkreten Ort, eine bestimmte Zeit und rechnet mit den vorhandenen Menschen. Weiterhin: Die Sprache muß in Einklang mit der Wirklichkeit gebracht werden. Da Erfahrungen auf unvollständigen Informationen basieren, müssen sie ständig einer Revision unterzogen werden, damit sie nicht zur Ideologie werden. Die Auswertung des politischen Auftrags darf in Zukunft keine Frage mehr sein, sondern kann nur eine Antwort kennen: den Erhalt unseres Gemeinwesens, und das meint auch und vor allem unser Volk, denn das Volk ist das einzige Kriterium, das laut Max Weber überhaupt etwas zählt.

Die deutsche Teilung, unter deren Eindruck vor 30 Jahren jedes politische Handeln in Deutschland stand, hat sich nicht als unverrückbare

Tatsache herausgestellt, allerdings nicht deswegen, weil der deutsche politische Wille sich durchgesetzt hätte, sondern weil sich die Rahmenbedingungen geändert hatten. Auch heute gibt es Bedingungen, die sich ändern könnten, mit denen wir aber leben müssen, weil wir sie nicht in der Hand haben: Deutschland ist nicht souverän, es hat keine Atomwaffen und ist in Bündnisse eingebunden, die nicht unseren Interessen dienen. Innenpolitisch sind wir durch eine Parteienoligarchie beschränkt, die die politische Teilhabe der Parteien privilegiert. Erschwerend kommt das außenpolitische Gutmenschentum hinzu. Die angewandte Politikwissenschaft wird darauf drängen müssen, daß die mangelnde Souveränität nicht mehr als gerechte Strafe für die Vergangenheit aufgefaßt werde, sondern als das, was sie ist: eine Beschränkung, die es abzuschütteln gilt.

Soziologie Gesellschaftliche Phänomene haben eine eigene Dynamik, die spätestens dann nicht mehr aufzuhalten ist, wenn die Grundlagen der Gesellschaft gerechtfertigt und verteidigt werden müssen. Die sogenannte Leitkultur wurde erst dann ins Spiel gebracht, als sie zur Disposition stand. Die Leitkultur soll eine Antwort auf den Multikulturalismus und den drohenden (und stellenweise schon stattfindenden) Bürgerkrieg sein. Doch das Postulat einer Leitkultur folgt einem Zweckdenken, das die Existenz einer solchen nicht für sich selbst, sondern nur für den Zweck der Bewahrung der Gesellschaft formuliert. Wer Leitkultur sagt, will also nicht Gefolgschaft, sondern Verhandlung. Dahinter steckt die wenig plausible Idee, daß die Grundlagen der Gemeinschaft ständig neu verhandelt werden können. Und auch der beliebte Verweis auf das Grundgesetz hilft da nicht weiter, weil es zum einen keinen Verweis auf eine Leitkultur enthält und zum anderen unter Bedingungen in Kraft gesetzt wurde, die mit den gegenwärtigen gesellschaftlich nichts zu tun haben.

Die Soziologie wird ohne Unterstützung der Ethnologie keine Antworten auf die Herausforderungen der Gegenwart formulieren können, weil die Grundlagen der Gesellschaft sich verändert haben. Es gibt kein halbwegs homogenes Volk mehr, das sich lediglich in verschiedene Klassen und Konfessionen gliedert. Beides läßt sich im Vergleich zu den kulturellen Unterschieden, die es mittlerweile innerhalb der Staatsbürgerschaft gibt, nahezu vernachlässigen. Die Unterscheidung von verschiedenen Kulturen, wenn wir uns darauf aus naheliegenden Gründen beschränken, birgt genügend Stoff für Auseinandersetzungen, die unbedingt verhindert werden müssen.

Daß die Soziologie derzeit noch immer gründlicher die Mehrheitsgesellschaft mißtrauisch beäugt, als sich die Assimilationsnotwendigkeit der Minderheiten anzuschauen, hat zu einer Verengung der Diskussion geführt, die mit der Wirklichkeit nicht mehr viel gemein hat. Die Soziologie wird, so sie nicht als Altertumswissenschaft enden will, sich diesen Dingen zuwenden müssen.

»Dass unsere Not und unsere Verteidigung um die bare physische und wirtschaftliche Lebensmöglichkeit geht und zugleich um das höchste Seelische und Ideelle – um das zu begreifen, scheint es, muss man selbst im Zentrum des Erlebens stehen; offenbar erst von ihm aus weiß man die unerrechenbare Einheit von diesen beiden – eben jene Absolutheit unserer Lage, während die von außen Zusehenden diese Lage immer nur aus einzelnen Interessen, Nöten, Wertungen konstruieren und wägen wollen. Ich liebe Deutschland und will deshalb, dass es lebe – zum Teufel mit aller ›objektiven‹ Rechtfertigung dieses Wollens aus der Kultur, der Ethik, der Geschichte oder Gott weiß was heraus.«

Georg Simmel: *Der Krieg und die geistige Entscheidung. Reden und Aufsätze*, München u. Leipzig 1917.

Demographie Auf keinem wissenschaftlichen Gebiet klafft eine so große Lücke zwischen den vorhandenen Erkenntnissen der Wissenschaft auf der einen und dem Willen zur politischen Umsetzung auf der anderen Seite wie in den Fragen der Bevölkerungspolitik. Politisch wird das Aussterben des deutschen Volkes als unabwendbares Schicksal hingenommen. Es wird, indem diese ganze Fragestellung dem individuellen Selbstverwirklichungsstreben anheimgestellt wird, sogar aktiv befördert, denn es gäbe ja Alternativen. Das ist um so verwunderlicher, weil der Rückgang der Geburtenrate kein neues Phänomen ist, sondern eines, das spätestens seit Ende des Ersten Weltkriegs als eminent politischer Faktor behandelt wurde. In anderen Ländern wie etwa Frankreich findet daher eine entsprechende Steuerung statt. Gegenwärtig werden hierzulande jedoch die persönlichen Bedürfnisse gegen die Kinder aufgewogen.

Auf den demographischen Wandel kann man unterschiedlich reagieren. Man kann ihn durch Einwanderung auffangen, durch sozial- und wirtschaftspolitische Maßnahmen moderieren, oder man kann eine aktive Familienpolitik betreiben, die den eigenen Nachwuchs entsprechend fördert und optimale Bedingungen schafft, um weiteren hervorzubringen.

»Es ist dreißig Jahre nach zwölf, heute kann selbst ein Anstieg der Geburtenrate auf die ideale Zahl von zwei Kindern je Frau die Alterung für Jahrzehnte nicht abwenden.«

Herwig Birg: *Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt*, 2. Auflage, München 2006.

Letzteres steht in Deutschland in einem schlechten Ruf, weil die beiden Diktaturen auf deutschem Boden entsprechende Maßnahmen ergriffen hatten. Auch die Bundesrepublik verfügt über solche Instrumente, wie beispielsweise das Kindergeld, beschränkt sich allerdings auf reaktive Maßnahmen.

Abgesehen davon, daß unser Land über eine große Bevölkerungsdichte verfügt und sich mancher weniger Deutsche gut vorstellen kann, führt Bevölkerungsschwund zu weniger Dynamik und schöpferischem Potential, so daß mittelbar alle Bürger betroffen sein werden, wenn nicht gegengesteuert wird. Die Bevölkerungsfrage steht jedoch nicht im Mittelpunkt öffentlicher Debatten, aber genau das wäre notwendig, wenn Handlungsdruck entstehen soll. Der Mangel muß spürbar werden, auch wenn er uns erst in einigen Jahren wirklich beschränken wird. Der einzelne bleibt in der jetzigen Situation jedoch weiterhin davon befreit, die Konsequenzen seiner Entscheidung, keine Kinder zu bekommen, zu tragen. Steuerung ist hier also im Sinne der generationenübergreifenden Schicksalsgemeinschaft durchaus gewünscht. Die Vorschläge der Wissenschaft sind konkret: echte Familienförderung, Verlängerung der Lebensarbeitszeit, Investitionen in Deutschland (und nicht im Rest Europas), Lastenumverteilung zuungunsten Kinderloser und Kapitaldeckungsverfahren bei der Rente. Doch statt diese mühevollen Maßnahmen zu ergreifen, hat sich Deutschland entschieden, mittels »Naturereignis Flüchtlingskrise« der ungesteuerten Einwanderung den Vorzug zu geben und die Fässer irgendwie volllaufen zu lassen. Politisches Handeln für das eigene Volk sieht anders aus!

Kommunikation Es ist immer wieder erstaunlich, mit welchen Heilserwartungen technische Neuerungen betrachtet werden. Das ist heute insbesondere dann der Fall, wenn diese Errungenschaft mehr Teilhabe, Transparenz und Gerechtigkeit erzeugen soll. Es ist, als feierte der alte Traum vom Menschen, der eben doch zum Guten neige, wenn man ihn nur ließe, seine Verwirklichung. Die Ernüchterung folgt auf dem Fuße, weil die neue Technik eben auch nur ein Instrument ist, das für ganz unterschiedliche Zwecke eingesetzt werden kann. Daß es technische Möglichkeiten gibt, bleibt für niemanden folgenlos, jedoch hat die Nutzung je verschiedene Konsequenzen: Gerade die Kommunikationstechnik macht die Klugen klüger, die Dummen aber dümmer.

Offenbar sind die Macher des digitalen Wandels in der eigenen Blase gefangen, weil ihnen erst ein virtuoser Verwender digitaler Kommunikation wie Trump vor Augen führen mußte, daß Technik noch keinen Inhalt produziert. Das Zusammenrücken der Welt ist das, was es ist: eine virtuelle Illusion. Die Masse erzeugt keine Wahrheit, sondern sortiert sich nach Interessen, die meist partikularer Natur sind. Und natürlich sind Leute, die weniger wissen, leichter zu beeinflussen. Andererseits können die Vielwisser harten Vorurteilen aufgesessen sein, die sie nur bestätigt sehen wollen. Information wird zur Illusion, die andere erzeugen.

Andererseits wächst der Druck auf die Eliten, weil im Informationskrieg des 21. Jahrhunderts alle gleich sind und kaum materielle Voraussetzungen vonnöten sind, um Informationsströme zu lenken. Die politischen Erfolge, die aus dieser neuen Unübersichtlichkeit entstehen, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß Kommunikation nur noch mit denen stattfindet, die wir schon kennen, und daß sich auf allen Seiten die Neigung verstärkt, nur das zu glauben, was wir bereits wußten und was unseren Gewohnheiten entspricht. Die vielbeschworenen Echokammern führen dazu, daß man das Handeln den wenigen überläßt.

Die Steuerung über Verbote, mit denen bestimmte Inhalte kriminalisiert werden sollen, kann nur das letzte Vertrauen in die professionellen Meinungsmacher zerstören. Das Problem liegt aber vor allem darin, daß sich die Informationskanäle in den Händen weniger Leute befinden, die ganz eigene Vorstellungen von der zukünftigen Weltgesellschaft haben. Ihre Informationskanäle betrachten sie ganz offen als Mittel zum Zweck. Und immerhin erreichen sie in Deutschland jene 25 Millionen Menschen, die etwa Facebook mindestens einmal im Monat benutzen. Täglich aktiv sind unvorstellbare 19 Millionen Deutsche, sie sind freiwillig gläsern. Vor dieser Entwicklung stehen wir ratlos. ■

»Der NSA-Skandal hatte 2013 den gläsernen Menschen zum Sommerlochthema gemacht und Orwells 1984 zur Urlaubslektüre. Aufrufe zur Rettung der bürgerlichen Grundrechte und des Internet, wie es einst war [...], versetzten viele Gemüter in Kampf Stimmung. Wenige Kommentare betonten, dass der gläserne Mensch nur teilweise ein Produkt des Geheimdienstes sei und stärker noch als durch Überwachung transparent werde durch Ignoranz, Geiz und Bequemlichkeit.«

Roberto Simanowski:
*Abfall. Das alternative
ABC der neuen Medien,*
Berlin 2017.

Staatspolitisches Handbuch



Deutsche Daten Band 5

224 S., kartoniert, fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2017

ISBN 978-3-935063-58-6

Der Abschlußband! Von der Zeit der Völkerwanderung über das Mittelalter und die Neuzeit bis ins verheerende 20. Jahrhundert reichen die 100 Artikel der *Deutschen Daten*. – Wer das gesamte *Staatspolitische Handbuch* mit insgesamt weit über 1000 Seiten und rund 500 von drei Dutzend Autoren verfaßten Artikeln lesen möchte, sollte den günstigen Paketpreis nutzen.

Deutsche Orte – Band 4

220 S., kartoniert,
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2014

ISBN 978-3-935063-57-9



Vordenker – Band 3

253 S., kartoniert,
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2012

ISBN 978-3-935063-56-2



Schlüsselwerke – Band 2

263 S., kartoniert,
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2011

ISBN 978-3-935063-55-5

Leitbegriffe – Band 1

176 S., kartoniert,
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2009

ISBN 978-3-935063-54-8

Bei Abnahme aller fünf Bände gilt ein Paketpreis von 60 €.

Verlag  Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 43 96 · Fax: (034632) 90 43 97 · e-Post: vertrieb@antaios.de

www.antaios.de

Niemand hat die Absicht, das Bargeld abzuschaffen!

von Andreas Lichert

Dem russischen Dichter Dostojewski wird der Satz zugeschrieben: »Geld ist geprägte Freiheit.« Heute muß man daraus »Bargeld« machen, um den Sinn des Spruches zu wahren. Wie so viele Themen taugt auch eine Diskussion um ein mögliches Bargeldverbot vortrefflich zur Polarisierung, denn für die einen ist es der nächste Großangriff auf unsere Freiheiten, für die anderen eine Verschwörungstheorie. Betrachtet man die politische Arena, so ist das Thema gar keines. Es gibt keine ernstzunehmende Gruppe oder Partei, die Einschränkungen des Bargeldverkehrs oder gar ein vollständiges Verbot fordern würde. Gleichwohl gibt es belastbare Indizien.

1. Die EU-Initiative zur Einschränkung von Bargeldzahlungen: Am 23. Januar diesen Jahres wurde durch die EU-Kommission ein Papier zum »Impact Assessment«, also der Folgenabschätzung einer legislativen Initiative der EU-Kommission für 2018 veröffentlicht. Der Titel ist wenig zweideutig: *Proposal for an EU initiative on restrictions on payments in cash*. Das heißt, auf EU-Ebene ist bereits heute das Gesetzgebungsverfahren zur Beschränkung von Barzahlungen angelaufen.

2. Die akademische Diskussion: Mit Kenneth Rogoff, Larry Summers und in Deutschland Peter Bofinger haben sich prominente Köpfe der Ökonomenzunft bereits eindeutig für ein Bargeldverbot ausgesprochen. Man kann dies durchaus als intellektuelles Vorbereitungsfeuer verstehen, damit beim nächsten Aufflammen einer der diversen krisenhaften Schwelbrände die Argumente für eine solche Maßnahme vorlägen.

3. Bereits gültige Bargeldeinschränkungen: Bargeldbeschränkungen sind in Europa die Regel. Osteuropa (ohne das Baltikum), ganz Südeuropa sowie Südosteuropa (ohne Slowenien) haben unterschiedliche gesetzliche Höchstgrenzen für Bargeldzahlungen eingeführt. Skandinavien und die britischen Inseln haben zwar *de jure* keine Beschränkungen, *de facto* aber sehr wohl, da Bargeld teils gar nicht mehr akzeptiert wird. Im vergangenen Jahr wurde entschieden, 500-Euro-Scheine aus dem Verkehr zu ziehen. Weiterhin sind mit Anti-Geldwäsche-Paketen der EU bereits heute in bestimmten Branchen Zahlungen über 15.000

Euro reguliert, und ab Sommer 2017 werden ab der 10.000-Euro-Grenze besondere Aufzeichnungspflichten gelten.

Als Argumente für Bargeldbeschränkungen können zwei generelle Leitmotive unterschieden werden. Einerseits wird die Bekämpfung von Steuerhinterziehung (inklusive Schwarzarbeit), Geldwäsche und Terrorfinanzierung angeführt. Diese Argumente haben – analog des Arguments der Kinderpornographie im Internet – das Kaliber eines Totschlagarguments, da sich niemand für Steuerhinterziehung oder Terrorfinanzierung einsetzen wird. Es bleibt vor allem die Frage nach Effektivität und Verhältnismäßigkeit der Maßnahmen. Eine Bargeldabschaffung könnte der schwarzbezahlten Putz- oder Gartenhilfe den Garaus machen, aber zu erwarten, daß beispielsweise die kriminelle Energie bei der Hinterziehung von Steuern und Sozialbeiträgen etwa bei großen Bauprojekten verschwände, grenzt an Naivität – von Terrorfinanzierung ganz zu schweigen. Solche Täter werden neue Wege suchen und finden. Diverse Kryptowährungen mit hoher Integrität, deren populärster Vertreter Bitcoin ist, ermöglichen bereits heute, Zahlungsvorgänge im Internet völlig virtualisiert, anonym und bankenunabhängig durchzuführen: ein Alptraum für Staaten und Finanzregulatoren.

Die zweite, vermutlich entscheidendere Argumentationslinie ist die ökonomische. Rogoff und Co. argumentieren mit der Lage an den Geldmärkten, die durch die Negativzinspolitik der Notenbanken gekennzeichnet ist. Negative (Einlage-)Zinsen der EZB und Käufe von Staatsanleihen sollen zu Krisenbekämpfung und Wirtschaftsgesundung beitragen. Der unmittelbare Nutzen für alle Schuldner – und damit insbesondere die hochverschuldeten Staaten – sind sinkende Zinskosten. Das verhilft den Staaten zu Spielräumen für andere Staatsausgaben, um die Konjunktur zu unterstützen oder das Wohlwollen der Wähler zu erkaufen. Den Banken als Verkäufern der Anleihen fließt direkt Geld zu, und dank der gesunkenen Zinsen können sie Kursgewinne vereinnahmen, die das Eigenkapital stärken. Gleichzeitig müssen sie für die Anlage ihrer Reserven bei der EZB nun zahlen, da diese Zinsen negativ sind. Die-

ser Mechanismus soll einen starken Anreiz zur Kreditvergabe setzen.

Während dieser Mechanismus das Kreditangebot vergrößert, wirken sinkende Zinsen auch auf die Kreditnachfrageseite. Als Opportunitätskosten sind die risikolosen Marktzinsen auch der Maßstab für Investitionsentscheidungen. Bei Marktzinsen von fünf Prozent ist ein Projekt mit drei Prozent Renditeerwartung nicht interessant, bei einem Prozent Marktzins jedoch sehr wohl, so daß sich Anzahl und Umfang von Investitionen erhöhen sollten. Außerhalb des Immobiliensektors, der auch durch tatsächliche Nachfrage angetrieben wird, haben sich jedoch keine wahrnehmbaren realwirtschaftlichen Wachstumsimpulse durch die Niedrigzinspolitik ergeben.

Das »Wohin mit den Reserven?«-Problem der Banken wurde so groß, daß mehrere Großbanken die Einlagerung von Bargeld evaluierten, um den Strafzinsen der Zentralbank zu entgehen. Dieser Möglichkeit zur Bargeldhortung ist nach Kenntnis des Autors keine Großbank gefolgt, aber die Existenz dieses »Notausgangs« limitiert die Höhe der Negativzinsen. Sobald ein bestimmter Wert überschritten ist, lohnt sich Bargeldhortung, sowohl für Banken als auch Unternehmer und Privatleute, und dadurch könnte ein erheblicher Teil des Geldes aus dem Zugriff der Zentralbanken fliehen.

Dem steht in »normalen Zeiten« jedoch die Inflation, also die Geldentwertung, entgegen. In den letzten Monaten konnte die Inflation dank steigender Energiepreise ein kleines Comeback feiern und nähert sich der vom ehemaligen Höchstwert zum Zielwert für Geldwertstabilität mutierten Zweiprozentmarke. Inflation macht aus unverzinslichem Bargeld unversehens Schwundgeld. Daß Inflation einen Anti-Bargeld-Anreiz setzt, läßt sich – noch – mit überschaubarem Aufwand und Risiko lösen, nämlich mit Gold. Über das Scharnier Bargeld ist es nämlich weiterhin möglich, anonym Gold zu erwerben, und erfahrungsgemäß entwickelt sich der Goldpreis in Zeiten hoher Inflationsraten, und damit auch hohen Wertverlust des Bargelds, sehr gut. Allerdings sind die Goldpreisschwünge und das damit einhergehende Verlustrisiko selbst teils viel höher als die schleichende Entwertung des Bargeldes durch Inflation. Gold ist also vor allem eine Versicherung gegen Systemversagen oder Systemwillkür.

Bei letzterem Punkt ist zu beachten: Bargeldhortung ist nur sinnig, wenn es sich im Bedarfsfall auch wieder in Verkehr bringen läßt. Daß Staaten bei entsprechender Interessen-

lage zu rücksichtslosen Maßnahmen fähig sind, zeigt nicht zuletzt das Beispiel Indiens, wo im vergangenen November mal eben 80 Prozent des umlaufenden Bargelds für wertlos erklärt wurden. Der Werterhalt war nur durch Einzahlung auf ein Bankkonto, also unter Preisgabe jeglicher Anonymität, möglich.

Die Schließung des »Notausgangs Bargeld« liefert Bürger und Unternehmen willkürlichem Vermögensentzug und Besteuerung völlig aus. Aber da bereits heute der übergroße Teil des Vermögens ja gerade nicht in Bargeld angelegt ist, sondern in Immobilien oder »Papiervermögen« in Form von Aktien-, Anleihe-Depots, Lebensversicherungen oder ähnlichem, unterliegen all diese Formen von Vermögen ohnehin dem Zugriff des Staates, so daß der tatsächliche Effekt durch eine mögliche Bargeldabschaffung vermutlich gering wäre. Fundamentaler sind da die tagtäglichen Veränderungen. Wo heute aus Sicht des

»Großen Bruders« am Geldauto-

maten das große Dunkelfeld

beginnt, könnte zukünftig

jeder Zahlungsempfänger

ermittelt werden. Das mag ja

beim Supermarkt noch angehen,

aber die Frage, ob das Geld in

Richtung Textileinzelhandel oder

Speis und Trank, sprich Kneipe

oder Restaurant fließt, könnte

perspektivisch nicht nur die

Terrorabwehr, sondern auch die

Krankenkasse interessieren. Durch

Speichern und Auswerten der

Orte der Transaktionen entsteht

weiterhin ein umfassendes

Bewegungsprofil. Vergessen wir

jedoch nicht, daß viele heutzutage

durch ihre Mobiltelefone sehr viel

detailliertere Spuren hinterlassen.

Auch Bahnfahrkarten am

Automaten oder Tankstellenrechnungen

per EC- oder Kreditkarte zu begleichen,

macht ein bißchen gläserner.

Diese Transparenz ist nur das eine. Die Bewegungsfreiheit politisch unliebsamer Personen einzuschränken, wäre das zweite, das viel krassere: Was, wenn mit der Kreditkarte plötzlich nicht mehr geflogen, getankt und mit der Bahn gefahren werden könnte, weil man zu jener Gruppe gerechnet würde, die die Verfassung in Frage stellte? Mit Bargeld in der Tasche wäre diese Form der Gängelung nicht möglich.

Abschließend sei noch darauf verwiesen, daß es ernstzunehmende Organisationen gibt, die in Bargeldbeschränkungen großes Gefahrenpotential sehen und mit Informationskampagnen dagegenhalten. Stellvertretend sei hier auf die IHK Gießen-Friedberg verwiesen, die mit Aufklebern, Veranstaltungen und auf ihrer Internetpräsenz Aufklärungsarbeit leistet.

Nur für den Fall, daß doch irgend jemand die Absicht hat ... ■



Die Privatisierung der Eugenik

von Johannes Konstantin Poensgen

Es ist ein Kennzeichen linksliberaler Ethikdiskurse (für die »irritierend« das vielleicht treffendste Adjektiv ist), daß es ihnen gelungen ist, die zeitlose Hierarchie der Güterabwägung erst außer Kraft zu setzen und dann vollkommen zu verdrehen. Das Allgemeinwohl, letztlich jedes über die einzelnen hinausweisende Gut, gilt immer weniger als legitime Grundlage einer Beschränkung des Wohls des einzelnen. Das Linke im Linksliberalismus hat jedoch auch eine bloße Umkehrung verhindert, die dem großen Ganzen den Einzelnen und seine unantastbaren Rechte entgegenhält. Stattdessen heben sich privilegierte Gruppen offizieller und halboffizieller Opfer und Benachteiligter aus der egalitären Landschaft heraus, die untereinander wiederum um die Plätze einer ebenso komplizierten wie unbeständigen Hackordnung kämpfen.

Nur so erklärt es sich, daß sich mit dem Aufkommen der Pränataldiagnostik in den 1980er Jahren eine Debatte entspann, in der Leute, die die Abtreibung für ein nicht hinterfragbares weibliches Grundrecht hielten, darüber diskutierten, ob es ethisch zulässig sei, erbkranken Nachwuchs auf diese Weise auszuschließen, und ob eine solche Praxis nicht Züge rasenhygienischer Maßnahmen des Nationalsozialismus trage. Diesem Vorwurf ließ sich am leichtesten begegnen, indem man das individuelle Glück betonte und die größere biopolitische Perspektive weit von sich wies.

Die klassische, von Francis Galton (1822–1911) begründete Eugenik forderte nicht weniger als eine aktive, staatliche Bevölkerungspolitik, und zwar nicht nur hinsichtlich der Quantität, sondern vor allem mit Blick auf die Qualität des Nachwuchses. Stand in der Wissenschaftseuphorie eines Galton noch die be rauschende Möglichkeit im Vordergrund, der Mensch könne seinen eigenen Evolutionsprozeß kontrollieren, wurde die eugenische Bewegung bald Teil der Zivilisationskritik. Der natürlichen Auslese stand auf einmal die Gegenlese der Zivilisation entgegen, in der durch Sozialfürsorge und medizinischen Fortschritt auch und gerade den erblich als minderwertig geltenden Bevölkerungsbestandteilen Fortpflanzungserfolge zuteil wurden. Die Vorstellung verbreitete sich, daß der Mensch, der durch seinen

Erfindungsreichtum den natürlichen Lebenskampf gemildert hatte, nun auch gegenüber den Nebenwirkungen nicht untätig bleiben dürfe. Um des langfristigen Wohls der Spezies willen müsse der Staat eingreifen, hochwertige Geburten fördern und minderwertige nach Möglichkeit beschränken.

Von diesen Gedanken sind die Anwender und Verfechter heutiger Reproduktionsmedizin denkbar weit entfernt. Dabei ist das Unbehagen an der Zivilisation nicht zurückgegangen. Zivilisationskritik aller Art gibt es im Dutzend billiger. Das Angebot reicht von Broschüren über die Gefährlichkeit von Treibhausgasen zu Büchern über von Smartphonegebrauch verursachte Gehirnschäden. Die Idee jedoch, unsere Zivilisation könnte zum biologischen Verfall der Zivilisierten führen, ist eines der größten Tabuthemen unserer Zeit, zu beunruhigend wären die dann unabweisbaren Konsequenzen.

Im Ergebnis hat sich der Staat auf die Position des Marktregulators zurückgezogen. Damit entscheiden weitgehend Angebot und Nachfrage über die Anwendung der sich stetig erweiternden medizinischen Möglichkeiten. Dieser Markt mag stärker reguliert sein als andere, und manche Praktiken sind in manchen Staaten verboten, in anderen hingegen erlaubt – die Kriterien dafür sind oft recht willkürlich und die Rechtslage erkennbar das Ergebnis tagespolitischen Würfelspiels. So war bis 2010 die Präimplantationsdiagnostik in Deutschland illegal, eine Spätabtreibung nach Feststellung einer Behinderung unter Berufung auf die seelische Gesundheit der Mutter hingegen erlaubt.

Dieser Privateugenik liegt nichts ferner als eine planmäßige Hebung der genetischen Qualitäten des Volkes. Statt dessen steht werdenden Müttern das Angebot zur Verfügung, erbkranken Nachwuchs zu diagnostizieren und gegebenenfalls zu beseitigen. Diese Dienstleistung bietet also an, die oft erheblichen Belastungen, die die Pflege eines behinderten Kindes mit sich bringt, zu vermeiden. Und wie auf jedem Markt sind es letztendlich die Kunden, die, wenn auch unter Einfluß ärztlicher Beratung, die Entscheidung für oder gegen die entsprechenden Untersuchungen treffen und im Ernstfall auch entscheiden, ob sie ein behindertes Kind austragen



oder nicht. Ausschlaggebend für diese Entscheidung ist meist die wahrgenommene Schwere der Behinderung, bei der Diagnose von Trisomie 21 etwa entscheiden sich rund drei Viertel der Schwangeren für eine Abtreibung.

Wichtig ist nun, folgendes festzuhalten: Wäre es möglich, die Technik auf ihrem gegenwärtigen Stand einzufrieren, es lohnte sich nicht, sich über die gegenwärtig angewandten eugenischen Verfahren groß den Kopf zu zerbrechen. Daß die Legalität der Abtreibung an sich kein Skandal, sondern der Abgrund der linksliberalen Gesellschaft ist, steht auf einem anderen Blatt. Die Selbstverständlichkeit, mit der dieser Zustand hingenommen wird, zwingt jedenfalls zu einigen sehr geringschätzigen Urteilen über die Art und Weise, auf die das menschliche Moralempfinden zustande kommt.

Immerhin mag man die Diagnose Down-Syndrom als einen gewichtigeren Grund für eine Abtreibung einschätzen als die üblichen Mein-Bauch-gehört-mir-Phrasen. Und wie es bei dieser Bewegung leider so oft der Fall ist, führt sich der Lebensschutz bei der Bekämpfung der *In-vitro*-Fertilisation und der Präimplantationsdiagnostik selbst *ad absurdum* oder wird wenigstens fragwürdig: Um die Entsorgung überschüssiger Embryonen zu vermeiden, die bei diesen Verfahren nun einmal anfallen, sollen Paare, die auf diese medizinischen Hilfsmittel angewiesen sind, am besten gar keine Kinder bekommen?

Allerdings bietet die Präimplantationsdiagnostik theoretisch Möglichkeiten, die weit über das Verhindern von Mißgeburten hinausgehen. Prinzipiell ist es möglich, auch nach anderen Kriterien zu selektieren und damit die ursprünglichen Ziele der Eugenik mit weit effizienteren Mitteln wieder aufzunehmen. Wohlgemerkt immer noch, ohne in das Erbgut selbst einzugreifen, das bedeutet mit verhältnismäßig geringem Risiko. Reicht das Wissen um das menschliche Genom einmal aus, um effektiv zu selektieren, so gibt es keinen Grund zu der Annahme, daß solche Mittel ihr vorgegebenes Ziel,

gesünderen, schöneren, vor allem aber intelligenteren Nachwuchs zu bekommen, nicht erreichen sollten.

Noch 1983 gab Wolfgang Walter in seiner bemerkenswerten Dissertation *Der Geist der Eugenik* seiner Hoffnung Ausdruck, die ihm unheimlichen neuen Mittel der Reproduktionstechnologie könnten von selbst versanden, die Technik die hochgespannten Erwartungen nicht erfüllen. Das ist nach heutigem Stand deutlich unwahrscheinlicher geworden, auch wenn viele Entwicklungen immer noch ihre Zeit brauchen werden. Nur weil eine technische Entwicklung nicht mit der Geschwindigkeit verläuft, an die wir uns in der Digitalisierung gewöhnt haben, bedeutet das nicht, daß sie weniger unaufhaltsam wäre. Da mit den heutigen und künftigen Methoden keine von einer großen Mehrheit als untragbar angesehenen Maßnahmen wie die Zwangssterilisation erblich »Minderwertiger« anfielen, wäre auch der Widerstand gegen eine solche Politik, einmal eingeschlagen, wesentlich geringer. Es ist gut denkbar, daß es hier auf längere Sicht gar keines eugenischen Programms bedürfte und daß die Nachfrage von seiten künftiger Eltern dieser sanften Eugenik von alleine zum Durchbruch verhelfen wird.

Da die Auswirkungen dieser Technik aber frühestens in der nächsten Generation zu spüren sein werden, ist anzunehmen, daß sich der Siegeszug der neuen Eugenik über einen längeren Zeitraum vollziehen wird als bei technischen Neuerungen üblich. Demzufolge wird zunächst nur eine Minderheit der Menschen die neue Art der Fortpflanzung verwenden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie in vielen Ländern noch lange verboten sein wird. Nur wird die Leistungsfähigkeit genetisch selektierten Nachwuchses in der nächsten Generation eine deutliche Sprache sprechen und die breite Akzeptanz dieser Mittel erzwingen. Mit allen guten wie schlechten Konsequenzen, von deren letzteren die Degradierung der körperlichen Liebe zu einer zweitklassigen Form der Fortpflanzung nicht die geringste sein wird. ■

Protokolle aus dem Inneren

von Felix Dirsch

Der Einwanderungsschub 2015 und seine Folgen schlagen sich auch auf dem Buchmarkt nieder. Neben verharmlosenden Publikationen sind in diesem Jahr auch Schriften erschienen, die mit den fehlerhaften Weichenstellungen deutlich ins Gericht gehen.

Der Zeithistoriker Hans-Peter Schwarz (*Die neue Völkerwanderung nach Europa. Über den Verlust politischer Kontrolle und moralischer Gewissheiten*, München 2017, 256 S., 19,99 €) gehört zu den Autoren, die begründet Klartext sprechen. Ihn interessieren weniger bestimmte politische Entscheidungen; vielmehr arbeitet er längerfristige mentale, rechtliche und historische Strukturen heraus, die als Voraussetzungen der Ereignisse von 2015 zu sehen sind. Um den allgemeinen Gesinnungswandel zu verdeutlichen, zitiert der Bonner Emeritus aus einem Lehrbuch des Völkerrechtlers Friedrich Berber. Dort (1960) wird als charakteristisch für die Staatenwelt beschrieben, »ihre Homogenität wie ihre staatlich-historische Identität aufrechtzuerhalten, die bei Gewährung internationaler Freizügigkeit aufs äußerste gefährdet wären; man bedenke etwa die Zukunft Australiens bei freier Gewährung der Einwanderung aus China, Japan und Indien«. Schriebe das ein heutiger Vertreter der Zunft, mutierte er in Echtzeit als Identitärer zum Objekt des Verfassungsschutzes!

Man reibt sich die Augen, wenn man als Kontrast dazu die heutige Situation betrachtet. Zwar sind nationale und europäische Regelungen weithin restriktiv gegenüber Migration. Diverse Urteile des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte, die in Deutschland üblicherweise mit Beifall aufgenommen werden, durchbrechen solche Vorgaben. Die praktische Politik ist nicht weniger blauäugig. Die inner-europäischen Binnengrenzen wurden beseitigt, ohne für effektiven Schutz der Außengrenzen zu sorgen. Nicht zuletzt trommeln weltfremd-gesinnungsethische Akteure der Zivilgesellschaft zusammen mit den politischen und medialen Eliten zugunsten von Masseneinwanderung. Die kaum überschaubaren Kosten werden selbstredend sozialisiert; Showeffekte sind hingegen privat und werden von den Betroffenen leidlich ausgekostet. Die moderne Kommunika-

tionstechnik leistet bei solchen Inszenierungen unschätzbare Dienste.

Die Absurdität einer affektierten Willkommenskultur wird schon an den Zahlen derer deutlich, die potentiell empfangen werden wollen, weil sie von Bürgerkrieg und Hunger bedroht sind. Schwarz umreißt einige Zukunftsszenarien. Schonungslos unterzieht er die Situation insbesondere in Afrika einer Prüfung. Die Völkerwanderung wird weitergehen! Der Verfasser überlegt Gegenmaßnahmen: Gefordert werden unter anderem ein wirksamer Schutz der Außengrenzen und die Bekämpfung der Fluchtursachen. Humanität ist notwendig, muß aber in erster Linie in den betroffenen Ländern geleistet werden. Wer möchte dem Verfasser, der sich in seinen späten Tagen erfreulich deutlich aus der Deckung wagt, widersprechen?

Robin Alexander (*Die Getriebenen. Merkel und die Flüchtlingspolitik: Report aus dem Innern der Macht*, München 2017, 286 S., 19,99 €) stellt primär die Dramatik der Ereignisse von 2015 in den Mittelpunkt seiner Erörterungen. Vor allem die »Nacht, die Deutschland veränderte«, der kolossale Rechtsbruch des 4. Septembers, wird unter die Lupe genommen. Natürlich spielt auch der (medialer Agitation geschuldete) »Stimmungsaufbau« eine Rolle. Die Phrasendrescherei – »Wir schaffen das« hat es längst zu trauriger Berühmtheit gebracht – in der kurzen Phase des Überschlags wird sicherlich irgendwann Gegenstand kommunikationswissenschaftlicher Untersuchungen werden. Der Verfasser zeichnet das Bild einer lavierenden und entscheidungsunfähigen Kanzlerin ohne Grundsätze, die gern auf der Zeitgeistwoge geschwommen ist, um sich kurz danach von sich selbst zu distanzieren. Zentral für die sich überschlagenden Ereignisse ist der Einsatzbefehl des Chefs der Bundespolizei Dieter Romann, der eine Woche nach Öffnung die Grenze wieder schließen wollte. Auf die Zustimmung seiner Vorgesetzten wartete er jedoch vergeblich. Die Tragödie nahm ihren Lauf. Das unausgesprochene Motto lautete: Keine unschönen Bilder von der Grenze! Da schien es besser, wenn die Gewalt im eigenen Land ausbrach, und das bekanntlich mit aller Vehemenz. Die Vorfälle des Jahres 2015 sprechen eine Sprache, die un-

möglich deutlicher sein könnte! Dabei war die Schließung der Grenzen vorbereitet. Noch eindringlicher kann das Versagen der politischen Elite nicht dargestellt werden. Trotz seiner zustimmungsfähigen Analysen ist der ehemalige *taz*-Redakteur politisch-korrekt eingestellt. Die AfD sieht er als Vertreterin der radikalen Rechten, der offenkundige Bevölkerungsaustausch ist für ihn ein Gerücht. Natürlich schafft es ein Vertreter des medialen Establishments nicht, seine Kritik offen zu formulieren. Aber selbst das, was er zwischen den Zeilen seiner hervorragenden Recherche durchscheinen läßt, verfehlt seine Wirkung nicht.

digten, die die omnipräsente xenophile Indoktrination längst verinnerlicht haben und etwaige ausländische Täter nur noch in mildem Licht sehen können. Aus dieser Perspektive liegt eine Inversion des Täter-Opfer-Verhältnisses durchaus nahe. Nach jahrzehntelanger antipatriarchalischer Agitation in den Medien eine durchaus erstaunliche Sicht! Lichtmesz geht auch auf die Lage in anderen Ländern ein, etwa Schweden, wo sich für deutsche Betrachter ein *Déjà-vu*-Erlebnis einstellt.

Ähnlich wie der Freiburger Fall ist der von Anis Amri gelagert, der die Amokfahrt vom 19. Dezember 2016 in Berlin nur aufgrund von



Alle besprochenen Bücher erhältlich bei antaios.de

Deutlicher in seinen Urteilen ist der Wiener Publizist Martin Lichtmesz. Er beschränkt sich in seiner essayistischen Darstellung auf zwei der berüchtigten »Einzelfälle«. Bekanntlich ergeben diese in der Summe eine nicht unbeträchtliche Gesamtzahl. Toleranz- und Weltoffenheits-Ideologen bedenken selten die Folgen ihres Denkens und Tuns. Eine Quintessenz der tiefenscharfen Analyse der Gegenwartslage ist die zielgebende *Hierarchie der Opfer* (Schnellroda 2017, 94 S., 8,50 €). Diese zeigt sich in beinahe allen Debatten um das omnipräsente Phänomen der illegalen Migration, meist euphemistisch »Flüchtlingskrise« genannt. Täter größerer Gewaltverbrechen sind für Angehörige des Establishments nur böse, wenn sie einen »rechtsradikalen« Hintergrund aufweisen. Selbst Tatverdächtige werden derart kategorisiert.

Lichtmesz beschäftigt sich mit zwei Ereignissen, die es lohnen, genauer beleuchtet zu werden. Der Fall der Freiburger Studentin Maria Ladenburger, die im Herbst letzten Jahres getötet wurde, beherrschte einige Zeit die Schlagzeilen. Nur unter Schmerzen verkündeten die Medien, daß der mutmaßliche Mörder ein Afghane sei, dem bereits schwere Straftaten zur Last gelegt werden. Pikant ist, daß Marias Vater, von Beruf Jurist in Diensten der Europäischen Kommission, selbst zu jenen Eliten zählt, die Masseneinwanderung grundsätzlich befürworten. Die Freiburger Tat reiht sich ein in eine Fülle von Gewaltverbrechen, die verfeimte Medien (wie PI-News) dokumentiert haben. Grotesk ist der Versuch mancher deutschfeindlich-feministisch angehauchter Gruppen, weiblichen Vergewaltigungsoffern nahelegen, die eigene Schändung nicht anzuzeigen, da Tätern mit Migrationshintergrund die Ausweisung drohe. Noch pikanter sind Gewissensqualen von weiblichen Geschä-

Behördenversagen starten konnte. Mit dem Eingeständnis des an allen wichtigen migrationspolitischen Entscheidungen beteiligten Innenministers, man werde mit dem Terror leben müssen, schließt die Schrift Lichtmesz'. Schöne Aussichten für die Zukunft, kann man da nur feststellen.

Über ein Vierteljahrhundert arbeitete Franz Schabhüttl im Erstaufnahmezentrum Traiskirchen, das wiederholt für Schlagzeilen sorgte. Nach dem Ausscheiden aus dem Dienst legte er nun (mit journalistischer Unterstützung durch Andreas Wetz) einen Bericht aus dem Zentrum des österreichischen Asylsystems vor (*Brennpunkt Traiskirchen. Protokoll aus dem Inneren des Asylsystems*, Wien 2017, 261 S., 21,90 €). Auffallend ist der sachliche Duktus. Schabhüttl hat zahllose Fälle erlebt und versucht, zu differenzieren. Viele Erlebnisse erregen Mitleid auch bei jenen, die der verbreiteten Abzocke kritisch gegenüberstehen. Der Verfasser erzählt von Menschen, die mit einer Krebserkrankung im Endstadium die Einrichtung aufgesucht haben, weiter von Frauen, die Minderjährige mitbrachten (um ihr Begehren zu flankieren), sich aber später nicht mehr um das Wohlbefinden der Anvertrauten kümmerten. Natürlich wird auch der mit Händen zu greifende Mißbrauch von Steuergeldern analysiert, darüber hinaus spielen Fragen eine Rolle, die sich um Migrantenkriminalität drehen. Auch die einflußreichen NGOs werden in ihren Aktivitäten deutlich hinterfragt, obwohl Schabhüttl kein prinzipieller Gegner ist. Ebenso werden die Tätigkeiten von Politikern und Medienleuten unter die Lupe genommen. Beide Gruppen kommen nicht gut weg, wenn gleich der Autor auch hier fair bleibt. Wer aus erster Hand über die Zustände informiert werden will, dem ist der Griff zu dem »Protokoll aus dem Inneren« nahelegen. ■

Mit dem Kompaß zur Unterwerfung

von Jörg Seidel

»Ich hätte nie gedacht, daß ich mal mit so einer braunen Socke diskutiere.« Seither mag ich ihn – ein Künstler, der sich aus Deutschland zurückzog, um hier in der Puszta in Ruhe arbeiten zu können und der »beengenden Atmosphäre« zu entfliehen – wie ich auch, nur beengt mich anderes.

Nun gab ich ihm Kleine-Hartlages Büchlein *Warum ich kein Linker mehr bin* – das ist in zwei Stunden erledigt. Bisher noch keine Reaktion. Stattdessen bringt er mir auch ein Buch: Mathias Énard: *Kompass*, ein 400-Seiten-Wälzer.

»Wozu?« frage ich ihn. Nun ja, es sei schön, es beschreibe die Abhängigkeit des Westens vom Osten, des Abendlandes vom Islam. Eine meiner Schwächen, gegen alle Erfahrung: Ich lese geschenkte und empfohlene Bücher. Immerhin, eine kurze Recherche bringt ans Licht, daß Énard im Frühjahr den »Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung« nebst 20.000 Euro einstrich. Das macht ihn interessanter – und ausrechenbar. Sein Buch wird im Feuilleton als »Anti-Houellebecq« gefeiert. Ein Vergleich bietet sich an.

Énard erzählt die Geschichte einer Nacht. Der Held kann nicht schlafen, ist liebes- und auch richtig krank (wie er fälschlicherweise glaubt) und hängt seinen Gedanken nach. Ein Schwächling durch und durch, ein Akademikertyp, für den das Wort des »Afterphilosophen«, wie es Schopenhauer irgendwo prägte, erfunden wurde. Ein Musikwissenschaftler, der selbst kein Instrument spielt, unglaublich belesen und ideenlos. Aber in Liebe zu einer originellen und unruhigen Islamwissenschaftlerin, die letztlich nur ihr Seelenheil sucht. Zusammen bereisten sie vor langer Zeit Arabien in Theoria und Praxis.

In einem inneren Monolog fährt er die gemeinsame Vergangenheit ab. Die spielte sich wesentlich im Nahen Osten oder in muslimischen Ländern ab. Dabei treten die hundert- und tausendfachen Beziehungen und Querverbindungen zwischen Okzident und Orient zutage. Falsch: zwischen Orient und Okzident, es scheint dieser Prozeß, folgt man Énard, nur in eine Richtung zu funktionieren. Der Westen war immer begeistert vom Osten – Goethe, Hammer-Purgstall, Rückert, Balzac, Rimbaud, Bizet, Leopold Weiss, *you name it* – er diente

ihm als Projektionsfläche, das eigene Begehren und Unbehagen an sich selbst zu veräußern. Umgekehrt sieht Franz Ritter (den Namen muß man sich nicht merken), der selbstverständlich links denkt und sehr leidempfindlich ist (für das Leid der anderen und das eigene), fast nur Export von Unterdrückung und Kolonialismus.

Hatte der Westen nicht mehr zu bieten, oder waren die östlichen Gesellschaften nicht in der Lage oder nicht willens, die offensichtlichen Erregenschaften des Westens anzunehmen? Und warum? Derartige Fragen übersteigen Franz Ritters, alias Mathias ÉnarDs, Horizont.

Stattdessen läßt er sich larmoyant treiben, kommt von einem Thema zum anderen, wirft in den Topf der tausend Namen und Orte neue hinzu, als wolle er die Aufklärungstat der Enzyklopädisten rückgängig machen: zwar alles sammeln, aber doch alles zerstreuen, entsystematisieren. So entsteht ein chaotischer, labyrinthischer – das Vorbild Eco lugt durch – Selbstbedienungsladen, ein Verweisexzeß, in dem es nur einen Wegweiser gibt, das Wort »Kosmopolitismus«, das immer wieder erratisch aus diesem Text herausragt.

Eine penetrant aufklärerische Arbeit, Fleiß: trotzdem, ein postmoderner und also verspäteter New-Age-Text, der in eine falsche Zeit verschlagen worden zu sein scheint. Was haben wir nicht in den 1990er Jahren mit Begeisterung Georges Perec gelesen – aber was sollen wir heute mit einem kalten Verschnitt?

Es ist ein informationsgesättigtes, wissenspralles Buch von erschreckender Harmlosigkeit, von an Dummheit grenzender Intelligenz – jeden Pfennig des »Buchpreises zur Europäischen Verständigung« wert! Die Engländer haben ein schönes Wort dafür: *interesting!* Und das soll als Antidot zu Houellebecq dienen? Schon die ersten Zeilen von *Unterwerfung* weisen einen wahren Meister aus. Der Ich-Erzähler, ebenfalls ein Akademiker im Modus des Selbstzweifels – einige auffällige Parallelen sind vermutlich kein Zufall; Énard hat sein Buch *tatsächlich* als Gegenentwurf angelegt und sich komplett verhothen – leidet an seiner Existenz.

Mit weit weniger Aufwand gelingt es Houellebecq, die geistige Verbrauchtheit der französischen und also der westlichen Gesellschaft evi-

dent zu machen. Houellebecq ist ironisch, zynisch, klinisch, nicht nur äußerlich ein Wiedergänger Baudelaires und Célines. Man kann verstehen, daß Beruhigungsleser frustriert sind.

Es ändert nichts an der glasklaren Analyse, die der Autor trocken und unaufdringlich liefert: Der Westen ist leer. Humanismus, Humanitarismus, Globalismus, Universalismus, Konsumismus, Kommunismus, Feminismus, Utopismus und Säkularismus haben ihn ausgelugt und verächtlich ausgespuckt.

Das universitäre System – welch kraftvolle Parodie! – dreht sich nur noch um sich selbst und hat einen Typus Mensch gezüchtet, der – in intellektuellen Blasen schwebend – nur noch auf Selbsterhalt des Systems bedacht sein kann; die haltgebenden sozialen Strukturen, die Familien, die Freundschaften sind zerbrochen, die Medien ideologisch gleichgeschaltet; die Kunst hat längst gesagt, was sagbar war, selbst der Sex mißlingt als letzte Sinngebung ... und in diese Ödnis fließt der strenge und orientierende – Orientierung heißt: den Osten finden, meint Énard – Islam ein und kann widerstandslos übernehmen.

van nicht den Islam als Religion meinte – von dem er bei allem Interesse nur geringe und sehr einseitige Kenntnis haben konnte –, sondern Islam als Synonym für Schicksalsergebenheit, als Fatalismus, mithin als *Amor fati* begriff. Er verstand das Wort »Islam« wie Houellebecq als »Unterwerfung«. Man braucht nur den näheren Kontext zu beachten, und das Konstrukt fällt zusammen:

*Närrisch, daß jeder in seinem Falle
Seine besondere Meinung preist!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
Im Islam leben und sterben wir alle!*

Dort, wo sich die deutsche Literatur tatsächlich und sehr selten an die Fakten wagte, etwa an das bunte Leben Mohammeds, tendierte sie ebenfalls zu Verklärung und Rechtfertigung, wie Klabunds oder Johannes Tralows *Mohammed* beweisen. In all diesen Arbeiten mag man eine ferne Ankündigung des Willens zur Selbstausslöschung vernehmen.

Die Wahl Macrons, um in die Gegenwart zurückzukehren, und das krachende Schei-



Mathias Énard
Kompass. Roman
Berlin 2016
432 S., geb., 22,99 €

Erbältlich bei antaios.de



Michel Houellebecq
Unterwerfung. Roman
Köln 2016

272 S., geb., 22,99 €

Erbältlich bei antaios.de

Houellebecq hält uns den Spiegel gnadenlos und rationalisierend vor, zeigt uns, wie das einstige Abendland diesen Weg schleichend bereits eingeschlagen hat. Genial die Dauerreferenz auf Huysmans. Diese und viele andere Verweise garantieren auch den ästhetischen Genuß der *Unterwerfung*. Das wirklich mutige Meisterwerk an einer kommenden Realität, an seiner dystopischen Einlösung zu messen, wäre ein fataler Fehler.

Immerhin, man muß Énard, dem deutschkundigen, in Barcelona lebenden Franzosen, zugeben, mit seinem österreichischen Helden den Finger in eine tiefe deutsche Wunde gelegt zu haben, denn die lange Geschichte der Islamophilie ist wesentlich deutsch geprägt. Schon in Klassik und Romantik sehnte man sich aus einem offenbaren Unbehagen an der eigenen Kultur nach dem Orient. Ausgerechnet Goethe meinte: »Im Islam leben und sterben wir.« In neuester Zeit haben eifrige Muslime den Klassiker zum Glaubensbruder erhoben, und eine vornehmlich weiblich wohlwollende Islamwissenschaft (Katharina Mommsen, Annemarie Schimmel u.a.) haut in die gleiche Kerbe, wohl wissend, daß ein liebestörrichter und todesängstlicher alter Goethe im *West-östlichen Di-*

tern des *Parti socialiste* nach fünf Jahren Hollande hat Houellebecqs Konkretvision einer zweiten Amtszeit des Sozialdemokraten bereits falsifiziert. Betrachtet man die großen historischen Linien und verlängert diese in die Zukunft, so kann es nur einen Schluß geben. Énarads Fata Morgana wird sich spiegelbildlich verkehrt realisieren: Nirgendwo gibt es Anzeichen dafür, daß der Nahe Osten in absehbarer Zeit an seine in westlicher Optik ohnehin maßlos übertriebene Kulturepoche anschließen könnte. Wahrscheinlicher ist eine weitere Desintegration, die wiederum zu vermehrten Migrationsströmen führen dürfte. Damit wird Houellebecqs düsterer Ausblick, den man durchaus als religionszentriertes Fortspinnen der raspailschen Dystopie lesen kann, um so wahrscheinlicher.

Ich gab meiner »linken Socke« das Buch zurück: »Du solltest als Gegengift Houellebecq lesen; nicht weil man Énard für gefährlich halten könnte, sondern weil die Journaille ihn uns als Gegengift zu *Unterwerfung* darbot. Wie meinte doch unser beider guter alter Marx: »Man muß diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, daß man ihnen ihre eigne Melodie vorsingt!« ■

Schönes

Chris Kraus: *Das kalte Blut. Roman*, Zürich: Diogenes 2017. 1200 S., 32 €

Wie könnte man dieses dickleibige Buch von Chris Kraus (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen, derzeit vielbesprochenen Matthes-&-Seitz-Berlin-Autorin) einordnen? Agentenkrimi? Zeitgeschichtsroman? Eine hyperbolische Grotteske gar? Wäre eine Schublade nötig, gehörte es in meinen Augen in eine Reihe mit Michel Tourniers (als *Der Unhold* verfilmtem) Meisterwerk *Der Erbkönig*. Wie das? In gewisser Weise haben beide (in Wahrheit unvergleichbaren) Bücher die große Tragödie des 20. Jahrhunderts als Fixpunkt, Stichwort: Täterschaft. Der Protagonist ist hier wie dort ein Ungeheuer, aber ein hochsensibles, poetisch veranlagtes, sogar ein reflektiertes. Die modernen Psychowissenschaften sprechen in solchen Fällen von »dissoziativen Persönlichkeiten«. Mit Tournier teilt Kraus sowohl die Neigung zu drastischen Bildern als auch die Fertigkeit, sie kunstgerecht zu zeichnen. Kraus ist im Hauptberuf Regisseur, und wer seine großartigen Filme *Poll* (2010, die romanhaft ausgestaltete Lebensgeschichte von Kraus' Großtante, der Schriftstellerin und Ehefrau von Horst Lange Oda Schaefer) und *Die Blumen von gestern* (2016, über einen psychisch kranken Holocaustforscher) gesehen hat, kennt Kraus' Vorliebe für Hirnschalen und Tötungsszenarien. Zur Sache: Wir haben eine Rahmenhandlung, die fortlaufend als Erzählstütze des Romans dient. Der greise Lettlanddeutsche Konstantin Solm liegt im Spital neben einem buddhistisch erleuchteten Hippie, dessen Schädel durch Schrauben zusammengehalten wird. Mit dem regelmäßig abzuführenden Hirnwasser düngt Nachtschwester Gerda ihre opulent wuchern-

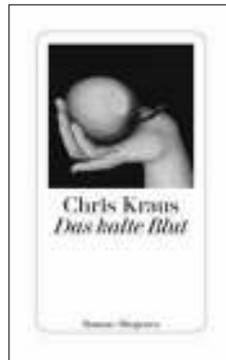
den Pflanzen. Wir schreiben 1974, und der Hippie, ein kiffender Esoteriker, will nicht von seiner Welthaltung lassen, wonach jeder Mensch kernhaft gut und ehrenwert sei – das ideale Gegenüber für Solms Lebensbeichte. Und die hat es in sich. Das zu absolvierende Lesepensum kann sich drastisch erhöhen, falls man geneigt ist, immer wieder nachzugogeln: Ist das historisch stimmig? Gab es diese Person wirklich? Jenes Ereignis? Ja, und immer wieder ja, wenn auch nicht gerade die konkrete Person Konstantin »Koja« Solm.

Koja reüssiert zunächst als albtendendeutscher NS-Jugendführer (seine Pflichtseminare tragen Titel wie »Treu leben! Trotzig kämpfen! Lachend sterben!«), bald wird er vom Geheimnisträger zum Doppel- und Dreifachagenten, wobei Sachlagen, Umstände und Zeitraum – vom Vorkrieg bis zum Kalten Krieg – verzwickter und turbulenter sind, als sie in einer knappen Rezension dargestellt werden könnten. Koja arbeitet für Heydrichs SD, für Himmlers Reichssicherheitshauptamt, er steht nebenbei sowohl dem KGB als auch der Ze-Ih-Ah (wie man damals sagte, wenn man CIA meinte) zur Verfügung. Nach Kriegsende spitzelt er zugleich für Reinhard Gehlens Behörde in Pullach und für den konkurrierenden, neu etablierten Verfassungsschutz. Auch mit dem Mossad hat Koja zu tun – er heißt nun Jeremias Himmereich, unterzieht sich einer kleinen, empfindlichen Operation und spricht bald fließend hebräisch. Kraus legt eine opulente Literaturliste vor, die erweist, daß es sich bei dieser Konstellation keineswegs um ein absurdes Phantasma handelt. Es gab diese Kontinuitäten! Es gab keinen echten

Bruch und keinen Elitenwechsel, und wenn es Kraus darum ging, zu zeigen, daß bestimmte Persönlichkeiten innerhalb des Menschengeschlechts wie die Fettaguen in der Suppe immer oben schwimmen, daß, unter welchem System auch immer, das Böse sich gleich bleibt, so ist ihm das vortrefflich und bildkräftig gelungen. Auch dies: Die Männer im SD beispielsweise waren nahezu sämtlich »lyrisch gestimmt«, sie waren »hochgebildete Metaphysiker oder Orchestermusiker«; ähnlich wie die Männer in anderen Geheimdiensten hatten sie teils einen feinen Humor, litten unter Liebeskummer, pflegten herzhaftes Dialekt, ja, sie menschn. Kraus nutzt dies nicht zur Beschönigung – im Gegenteil. Um die Erste Allgemeine Verunsicherung von anno 1985 zu zitieren: Das Böse ist immer und überall. Später: Gustav Heinemann: Ein dermaßen amu-

sischer, phrasendreschender Typ! Oder Strauß: So katholisch! So berechnend! *Das kalte Blut* ist in mancher Hinsicht überbordend. Anscheinend haben wir es mit einem überaus selbstbewußten Autor zu tun – man bedenke, daß selbst die Bibel einer strengen Redaktion unterlag, wonach apokryphe Schriften ausgesondert wurden. Hier ist offenkundig, welche Stränge und Zutaten ohne Verlust hätten wegfallen können. Manche Nebenlinie überfordert, einige Sequenzen überspannen den Bogen, immer wieder streift das Grotteske das Karnevaleske, dann wirkt es, als galoppierten antizipierte Filmbilder (eine Verfilmung ist tatsächlich in Planung) mit der Beschreibung davon. 1200 Seiten sind eine Zumutung, gerade weil man ungefähr 900 davon mit jenem Bedürfnis las: mehr davon!

Ellen Kositzka



Diese rechthaberischen Gesichter, furchtbar

Joachim Lottmann: *Alles Lüge. Roman*, Köln: KiWi 2017. 350 S., 12 €

Wir dürfen uns den Autor und Journalisten (früher *Spiegel*, heute *taz*) Joachim Lottmann als eine Mischung aus Wilhelm Genazino und Maxim Biller vorstellen, neben dem Schreibstil paßt das auch altersmäßig; Lottmann ist Jahrgang 1956. Lottmann sagt von sich, er habe »keine Meinung«. Sein *Alter ego*, der Ich-Erzähler seiner Bücher, Johann Lohmer, ist bezüglich des Meinungshabens ambivalent: »Ich sah die Dinge notorisch anders, als es gerade vorgeschrieben war.« Wir nehmen nun lesend teil an Lohmers Erlebnissen rund um den Willkommenssommer 2015 – von Flüchtlingskrise mag er nicht reden, sind ja so tolle junge Menschen! Lohmer hält sich vorwiegend in Wien und Berlin auf, dort stets inmitten des hippen *Juste milieu*, er ist umgeben von Künstlern, Feuilletonisten und anderen »Kreativen«. Er kennt Hinz und Kunz in den angesagten Bars und Verlagen; manchen Namen kennt man (Navid Kermani, Matthias Matussek), mancher kommt einem bekannt vor (»Johann« Bessing), andere Promis sind offenkundig pseudonymisiert; bereits das Enträtseln ist ein Spaß für sich!

Lohmers eigene Frau ist feministische Journalistin mit kommunistischer Attitüde. »Sie war und blieb die linksliberale Publizistin und würde es noch sein, wenn im Treppenhaus ihrer Zeitung bereits die Brandbeschleuniger ausgeschüttet würden, von tapferen jungen Helden, die den Propheten rächten.« Nur selten kommt Lottmanns Ironie derart grobkörnig daher. Neigt er zum Zynismus? Lottmann macht aus seinen Beobachtungen, die in weiten Teilen die Armierung der längst etablierten Redege- und -verbote innerhalb der Kulturrelite sowie empfindliche, asylkri-

seinduzierte Risse durch Familien und Freundeskreise ins Auge fassen, keine Tragödie, sondern ein heiteres Satyrspiel. Wir lesen hier eigentlich eine aberwitzige Langglosse.

Paradigmatisch der Fall des Partyhengstes, Frauenhelden und Superschriftstellers Peter Schindel, der in Wahrheit anders heißt: Schindel nimmt in bezug auf die islamische Bedrohung kein Blatt vor den Mund. Er argumentiert klug, poltert auch mal los; Florett und Degen, der »Betrieb« liebt diesen Kerl! Aber er ging zu weit:

»Schindel veröffentlichte wenig später einen Essay, in dem er sich wortmächtig gegen Islamophobie aussprach. Seine Lektorin hatte ihm offensichtlich dazu geraten. Ich kannte solche Dinge von mir selbst. Es mußte nicht einmal verlogen sein. Wenn man zu viel Dampf abgelassen hatte, schrieb man einfach das Gegenteil, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Außerdem hatte kein echter Schriftsteller Lust, aufgrund von einmal dahergesagten Dingen Nachteile beim Schreiben zu bekommen. Und die hätte es gegeben. Der linke Mainstream hatte sich in der Flüchtlingsfrage stärker und schneller radikalisiert als der rechte Stammtisch. Wer das Wort »Flüchtlinge« öffentlich in den Mund nahm und nicht umgehend auch »Hurra« schrie, war medial erledigt.«

Die *taz* hat ein Interview mit Lottmann geführt, in dem es auch um die Frage ging, weshalb das Buch nicht wie geplant »Der Zweite Faschismus« titelte. »Was ist da passiert? Ist der Islam doch nicht der Faschismus des 21. Jahrhunderts? Ist es alles Lüge, so etwas zu behaupten?« Ob dem linksliberalen Verlag das Thema »Islamfaschismus zu heiß« geworden sei? Lottmann vielsagend: »Natürlich. Keine Ahnung. Kein Kommentar.« Typisch Lottmann, aus diesem Bekenntnis zur klaren

»Nichthaltung« gleich wieder loszufeuern, gegen jene »muffigen, weißhaarigen Gutmenschen«, die auf unkündbaren Positionen sitzen und selbst nie eine »Konfrontation der Kulturen« am eigenen Leib erfahren haben: »Man könnte umsteuern, Zeit ist dafür genügend da. Tun wir es nicht,

werden künftige Generationen in einem reaktionären, frömelnden Deutschland leben, das geistig so tot ist wie das Dritte Reich. Alles, wofür Linke, Frauen, Arbeiter, Künstler jahrhundertlang gekämpft haben, gibt es dann nicht mehr.

Mit den Evangelikalern übrigens vorneweg. Diese abscheuliche Brut räkelt sich ja allerorten. Aber die darf man wenigstens Scheiße finden, während man den Islam »respektieren« muß.« Man liest diese Windungen mit dem größten Vergnügen! Sein Buch hat Lottmann Michel Houellebecq gewidmet.

Ellen Kositzka



Machtergreifung

Chris Jérôme Leroy: *Der Block. Kriminalroman*, Hamburg: Nautilus 2017. 320 S., 19,90 €

Marie Le Pen hat die Stichwahl um das Amt des Staatspräsidenten verloren, und es lief in Frankreich nicht anders als in Österreich oder in Deutschland, wo sich skurrile Bündnisse bilden, weil jeder Schulteranschlag möglichst erscheint, nur einer nicht: der mit den Rechten.

Jérôme Leroy ist in seinem Kriminalroman *Der Block* schon einen Schritt weiter: Der Block, das ist der Front National, und die Chefin Agnès Dorgelles, das ist Marie Le Pen, verhandelt in die Nacht hinein über den Umfang der Regierungsbeteiligung ihrer Partei. Denn in Frankreich sind Unruhen ausgebrochen, und die Opferzahl wird rechts oben auf dem Bild-

schirm eingeblendet und aktuell gehalten. Wenn man zappt und irgendwann zurückschaltet auf den Nachrichtensender, kann man sehen, daß die Zahl der Toten sich wieder erhöht hat. Aus dieser Zahl erwuchs der Partei die Chance, endlich politische Schlüsselpositionen in die Hand zu bekommen. Das Buch verknüpft zwei Erzählstränge, die eine Nacht lang andauern. In dieser Nacht der entscheidenden Verhandlungen erinnern sich ein »Du« und ein »Ich« an die Geschichte des »Blocks«, und beide sind im Grunde Kriminalroman: »Du«, das ist der Ehemann der Parteichefin, der ihren Aufstieg mitgemacht, unterstützt, manchmal erst ermöglicht hat. Er ist blitzgescheit, skrupellos, ein Mann ebenso für den Posten eines Staatssekretärs (der er nach erfolgreichen Verhandlungen nach dieser Nacht sein könnte) und für die handfeste Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner an der Basis. »Ich«, das ist der Schöpfer eines parteiinternen Sicherheitsdienstes aus Spitzeln, Personenschützern und Schlägern. Stanko heißt er, und er ist von der Parteiführung zum Abschluß freigegeben worden: Seine Liquidierung noch in dieser Nacht wird als Beweis dafür gelten, daß der »Block« die bürgerlichen Spielregeln einer Regierungsbeteiligung akzeptiert und sich von seiner kriminellen Aufstiegs-geschichte gelöst hat. Das ist natürlich weit hergeholt, übertrieben und wenig plausibel: Es wirkt, als gäbe es in Frankreich keine Polizei, die einmal gründlich nachschaut, wenn Leute umkommen oder ganze Gruppen einander zusammenschlagen. Die Dialoge, die in der Erinnerung Stankos (»Ich«) und Antoinés (»Du«) geführt wurden, sind brachial, autonom, aggressiv: Frankreich wirkt wie der Wilde Westen oder wie der Dschungel im Herzen der Fin-



sternis: Es gibt keine Staatsmacht und keine Facebook-Plaudertaschen, die je auf ihre Art ans Licht bringen, was im Roman als brutaler Krieg unter der parteipolitischen Oberfläche ausgefochten wird. Also: ein Kriminalroman, ein unrealistischer, zum Zweck der Denunziation des Front National verfaßt, aber gekonnt verfaßt, spannend und mit gewissen Kenntnissen in der Frage, warum es eine rechte Partei überhaupt so weit habe schaffen können. Der Aufstieg der beiden Männer, die Hand in Hand arbeiteten, von ihrer Herkunft aber unterschiedlicher nicht sein könnten, trägt die Geschichte: Was lasen sie, worüber sprachen sie, wie nahmen sie ihre Rolle wahr, wogegen wenden sie sich? Das sinnentleerte, vernutzende, aufzeh-

rende Korsett eines modernen Lebens ist gut dargestellt und steht als innere Front neben der äußeren: neben der Front gegen die Überfremdung des schwachen Rests der Identität durch hyperidentitäre, das heißt lebenshungrige und sinnsichere Fremde. Nicht anders beschreiben doch wir unseren Weg in Deutschland: als Zweifrontenkrieg. Aber er kann ebensowenig wie der des »Front National« als Kriminalgeschichte nachgezeichnet werden, eines Tages.

Götz Kubitschek

Wer vertritt das Volk »objektiv«?

Boris Sawinkow: *Das schwarze Pferd*, Berlin: Galiani 2017. 272 S., 23 €

Boris Sawinkows *Das schwarze Pferd*, erstmalig erschienen 1923/24, ist die Fortsetzung seines autobiographischen Romans *Das fahle Pferd* aus dem Jahr 1909: »George«, das Alter ego des Autors, einst der gefürchtetste Terrorist des Za-

renreiches, taucht wie Sawinkow selbst im Bürgerkrieg der Jahre 1920/21 überraschenderweise zunächst als Oberst auf der Seite der Weißen auf. Im zweiten Teil des Romans befehligt er einen Trupp der »Grünen«, rebellierender Bauern und enttäuschter Weißer und Roter, die nun gegen die bolschewistischen »Höllensbiester« kämpfen.

Im dritten Teil ist George wieder dort, wo er vor 20 Jahren begann, ein Großstadtpartisan, der Sabotageakte und Attentate organisiert, diesmal gegen das kommunistische Regime. Das »fahle Pferd« brachte den Tod, das »schwarze« bringt das Gericht: Die Apokalypse ist nun in Gestalt eines Bruderkriegs über Rußland hereingebrochen. Es gibt in dem von Sawinkow lakonisch geschilderten Inferno keine »Guten« und keine »Bösen«; alle Seiten exekutieren, foltern und morden gleichermaßen, oft beiläufig oder zum Vergnügen. Nicht selten entscheidet der Zufall, bei welcher Partei einer landet. Immer wieder fragen sich die Kombattanten, ob sie wirklich auf der Seite des Volkes und des wahren Rußlands stehen. Wie schon in *Das fahle Pferd* wird die kühle literarische Stilisierung zur Maske und Rüstung des Ich-Erzählers, unter deren Schutz er sich, luzider Beobachter und getriebener Akteur zugleich, durch das Chaos von »Raserei, Revolte und Rausch« bewegt.

Kurz nach Erscheinen des Romans gelang es der Tscheka, Sawinkow nach Rußland zu locken, wo er zunächst zum Tode, dann zu zehn Jahren Haft verurteilt wurde, ein Schicksal, dem er sich jedoch 1925 durch Selbstmord entzog. Eine sowjetische, unzensurierte (!) Ausgabe seines komplexen, faszinierenden Buches erschien 1924, versehen mit einem Vorwort, in dem der Autor erklärte, daß »George« die klare Antwort verkannt habe, daß »das Volk« »objektiv« von den Roten vertreten wurde, legitimiert durch »Millionen von Bauern und Arbeitern«.

Martin Lichtmesz

Freispruch für Mao?

Helwig Schmidt-Glintzer:
Mao Zedong. »Es wird Kampf geben«. Eine Biografie, Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2017. 465 S., 30 €

Im Jahr 1958 teilte der chinesische Diktator Mao Zedong (1893–1976) einem sowjetischen Gesprächspartner mit, in der Volksrepublik China gebe es sehr wohl noch Kapitalisten, gleichwohl sei der Staat unter Kontrolle der Kommunistischen Partei. Diese Feststellung hat – *grosso modo* – bis heute nichts an Wahrheitsgehalt eingebüßt. Auch wenn die marktwirtschaftliche, also: kapitalistische Entwicklung heute freilich bedeutend fortgeschritten ist, bleibt die KPCh herrschende Kraft in der 1,4-Milliarden-Nation.

Nun würde aber Helwig Schmidt-Glintzer, Direktor des China Centrum Tübingen, bereits dem ersten Satz dieser Rezension widersprechen. Denn für den Kultur- und Sprachwissenschaftler, der bereits mehrere kundige China-Monographien publizierte, war Mao kein Diktator im eigentlichen Sinne, sondern »ein Visionär, der von der großen Befreiung träumte«, der eben »weniger als Diktator denn vielmehr als Vollstrecker von Handlungsoptionen« zu verstehen wäre. Auf Grundlage dieser affirmativen und quasimaoistischen Grundannahme schreibt Schmidt-Glintzer Maos Lebensgeschichte im Kontext der chinesischen Geschichte. Deutlich wird: Mao war zeitlebens kein Dogmatiker, sondern reagierte flexibel auf Probleme und Hindernisse, zeigte sich weltanschaulich und strategisch höchst wandelbar (kritischer gefaßt: opportunistisch) und hatte neben der sozialen Frage immer die für ihn bisweilen übergeordnete Frage, die nationale, im Blick. Das ist verständlich angesichts der konkreten chinesischen Zerrissenheit im frühen 20. Jahrhundert, angesichts der konstanten japanischen

(und kolonialen) Bedrohung, angesichts von Warlords und Feudalherren, die das Reich der Mitte in unzählige separate Herrschaftsbereiche aufspalteten. Das ist aber nicht zuletzt auch deshalb verständlich, weil die Konfliktlinien zwischen Arbeit und Kapital in vielen Regionen Chinas dekungsgleich mit den Konfliktlinien zwischen Chinesen und externen Mächten verliefen. Anders gesagt: Die nationale Frage eines zu schaffenden einigen Chinas korrelierte mit der sozialen Frage in Form von fremder Ausbeutung und Massenarmut der Chinesen. Mao selbst wußte um diese Kongruenz und forderte wiederholt, daß die Bedingungen des Marxismus niemals abstrakt, sondern immer auf die konkreten Besonderheiten Chinas angewandt werden müßten, ja daß der Kommunismus in China eine »bestimmte nationale Form« finden müsse. Es ist dies ein Aspekt, der von Schmidt-Glintzer deutlich herausgearbeitet wird. Ebenso deutlich wird in vorliegendem Werk das – je nach Jahreszahl – kooperative, dann schwierige, konfliktbeladene bis feindliche Verhältnis zwischen Maos Kommunisten (denn sie folgten ihm, auch wenn es über die Jahrzehnte etliche Gegenspieler innerhalb der KPCh gegeben hatte) und der Nationalen Volkspartei (Guomindang) von Generalissimus Tschiang Kai Schek (1887–1975). Der Konflikt wurde wiederholt zum Bürgerkrieg (ca. 1927–1937, nach dem Zweiten Weltkrieg wieder 1946–1949) und führte bis zur heute bestehenden Spaltung Chinas in die Festland-Volksrepublik einerseits und den Inselstaat Taiwan (Republik China) andererseits, wohin sich Tschiang mit seinen Getreuen zurückzog. Werden diese einzelnen Punkte plastisch dargestellt, so bleibt insgesamt doch zu konstatieren, daß der For-

schung keinerlei Ergebnisse geboten werden können, die nicht bei anderen Mao-Biographen – zuletzt Alexander V. Pantsov und Steven I. Levine – ohnehin schon, ausführlicher und stärker faktenbasiert zumal, vorliegen. Denn erschwerend hinzu kommt die karge Archiv- und Primärquellenexegese. Der Autor stützt sich auf eine (in der Relation: kleine) Auswahl an Sekundärliteratur; chinesische oder sowjetische Quellen, die

beispielsweise als unverzichtbar für das Schwankungen unterworfenen Verhältnis zwischen Stalin und Mao anzusehen sind, wurden gar nicht erst konsultiert. Auch ideen- und realpolitisch klaffen Lücken: Der Ausblick auf den Maoismus als global auftretende Spiel-

art des Marxismus-Leninismus fällt oberflächlich aus; europäische Mao-Adepten wie der albanische Diktator Enver Hoxha werden nicht einmal im Personenregister aufgeführt.

Das Ziel des Autors, eine Biographie Mao Zedongs vorzulegen, wird daher nicht erreicht. Was vorliegt, ist eben keine Biographie (weder eine politische noch eine integrale), sondern ein apologetischer Großessay, dessen letztendliche Ignoranz gegenüber den Dutzenden Millionen Toten in Folge von Maos Politik – er habe anders als Stalin das Massensterben nicht bewußt herbeigeführt, sondern »nur« beobachtet – auch dann noch verblüffend bleibt, wenn man Schmidt-Glintzers These, Mao habe Chinas nationale Frage als Einiger der Nation relativ erfolgreich gelöst, zustimmt. Wenn dann noch formuliert wird, in Maos Person »verbänden sich Charisma, Genie und das Gefühl, auf der Höhe der Zeit zu sein«, dann dürften selbst des Deutschen mächtige Kader der chinesischen KP-Nomenklatura ein wenig peinlich berührt sein.

Benedikt Kaiser



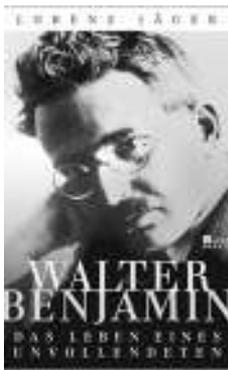
Ein Engel

Lorenz Jäger: *Walter Benjamin. Das Leben eines Unvollendeten*, Berlin: Rowohlt 2017. 400 S., 26,95 €

»Bei Schwindelanfällen hilft in der Regel langes / Flanieren mit dem hungrigen und beflügelten Engel des Gesangs« – Was die vergessene russische Avantgardistin Anna Radlowa 1921 in einem expressionistischen Gedicht dunkel ausdrückte, ist in Walter Benjamins Leben klarer gezeichnet. Für Benjamin, 1892–1940, den jüdischen Philosophen, Marxisten, Kunstkritiker und eng mit der Frankfurter Schule Verbundenen, gilt alles dies: Ihn schwindelt angesichts der Moderne, er behilft sich technisch mit langem Flanieren – und ist stets begleitet von einem Engel, wie Lorenz Jäger an seinen Texten und Briefen immer wieder entdecken kann.

Das ist für ein Kind des 20. Jahrhunderts durchaus rückwärtsgerichtet. Jäger: »Es gibt nicht nur den metaphysischen und den marxistischen Benjamin, er selbst mochte sich damals eher als Feenkönig erscheinen sein.« Jäger vermag den Feenkönig ernst zu nehmen, weil er die »Bildungszeit der intellektuellen Extremismen« wie ein Panoptikum beobachtet. In der Tat hatte Walter Benjamin am George-Kreis, am Deutschnationalen, am Zionismus, am Bolschewismus, an deutscher und jüdischer Mystik, am Marxismus-Leninismus und am Dadaismus seine Anteile. Doch es ist kein rein ästhetisches Panoptikum. Wenn Benjamin in seinem frühen Text »Zur Kritik der Gewalt« den antiken und alttestamentarisch-jüdischen Mythos als entsühnende Vernichtung begreift, dann nimmt sein Biograph

das Stichwort der »Vernichtung« als dräuendes zeithistorisches Menetekel auf: »Das Verhängnis kann beginnen.« Benjamin ist selbst ein »Engel der Geschichte«. Die so betitelt Zeichnung von Paul Klee beschrieb er 1940, dieser Engel hat sein Antlitz der Vergangenheit zugewandt, einer Katastrophe von Trümmern über Trümmern. In den frühen 1920er Jahren übernimmt Benjamin vom Zionisten Oskar Goldberg einen revolutionären Messianismus, das Reich Gottes sollte sich durchaus schon alsbald im irdischen Israel verwirklichen. Die weltlichen Glückshoffnungen verbinden einerseits Benjamins Judentum mit dem Bolschewismus, andererseits ist er hin- und hergerissen zwischen seinem Freund und Lehrer Gershom Scholem, der ihn nach Palästina locken will, und seiner bolschewistischen Geliebten Asja Lacis, die Moskau für den einzigen einem fortschrittlich denkenden Menschen angemessenen Ort auf Erden hält. Der Einfluß von intellektuellen Geliebten auf zartbesaitete Engelsgemüter darf niemals unterschätzt werden.



Beinahe hätte Asja Lacis es geschafft, ihrem Walter die Zauberei zugunsten des Materialismus auszutreiben. Was spätere marxistische Leser ab den 1970er Jahren an Benjamin so fasziniert hat, war eigentlich nur die halbe Wahrheit: der Verlust der »Aura« des technisch reproduzierbaren Kunstwerks, der Vorrang der prosaischen Kunstkritik vor dem poetischen Werk, das materialistisch-dialektische Augenmerk auf der Warenwelt als »vergegenständlichtem Traum«, überhaupt die Indienstnahme der avantgardistischen Kunst für die proletarische Revolution. Die vorliegende Biographie ist wohlthuenderweise keine implizite Rezeptionsgeschichte,

auch beim Rückprojizieren von historisch Zukünftigem innerhalb des Benjaminschen Lebens hält er sich mit Mühe zurück (bei der oben erwähnten »Vernichtung« gibt er kurz nach).

Um den frühen messianischen Zauberer zu verstehen und warum immer wieder der Materialismus ihn anfight, blickt Jäger aus den frühen 1920ern auf Benjamins »Kunstwerkaufsatz« von 1936, in dem davon die Rede ist, daß ästhetische Begriffe geschaffen werden müssen, die »für die Zwecke des Faschismus vollkommen unbrauchbar sind«, während die romantischen Leitbegriffe Genie, Schöpferum, Stil und Ewigkeitswert korruptiert seien.

Adorno ließ bis zuletzt Benjamin seinen latenten Argwohn spüren: er zeige noch »Symptome der archaischen Befangenheit«, sein Denken sei »noch nicht durchdialektisiert«. Man merkt beim Lesen, auch wenn sich der Biograph konsequent dezent der Parteinahme enthält, hier doch ein erleichtertes Aufseufzen: Na, zum Glück noch etwas archaische Befangenheit! Benjamin entschließt sich 1940, in die USA zu emigrieren. Er versucht, über Spanien aus Frankreich zu fliehen, wartet an der Grenze aber vergeblich auf sein Visum. Angesichts der drohenden Auslieferung an die Gestapo nimmt sich Walter Benjamin mit einer Überdosis Morphinium in dem spanischen Grenzort Port Bou das Leben. Sein Lebensende ist – Jäger komponiert diese Szene selbst dichterisch – eine Himmelfahrt. Der deutsche Jude hatte von einem Dominikanerpater ein Empfehlungsschreiben auf die Flucht mitbekommen, so daß der Priester von Port Bou darauf bestand, ihm die Letzte Ölung zu geben. Mönche, Litaneien singend, begleiten den mittellosen jüdischen Ex-Bolschewisten auf seinem letzten Weg. Man kann weiterspinnen: Der Engel fährt auf zu seinesgleichen. Ein fabelhaftes Buch.

Caroline Sommerfeld

Pirinçci und Kositzka



Der Übergang
Bericht aus einem
verlorenem Land
224 S., 14 €



Umvolkung
Wie die Deutschen still und
leise ausgetauscht werden
160 S., 14 €



Akif auf Achse
»Das Schlachten hat begon-
nen« und andere Texte«
232 S., 14 €

Akif Pirinçci ist immer noch da – in seinem neuen Buch *Der Übergang* berichtet er aus unserem verlorenen Land – einerseits wie wir ihn noch nicht kennen: niedergeschlagen und ratlos; andererseits wie wir ihn kennen: trotzig, angriffslustig und nicht gewillt, Deutschland aufzugeben. Der neue Pirinçci – das Buch zur Lage!

Bei Erscheinen ein Paukenschlag, jetzt ein Bestseller – *Umvolkung*, Pirinçcis erstes Buch bei Antaios stellt die quälende Frage: Wollen wir zur Minderheit im eigenen Land werden oder wollen wir es nicht?

Gehen Sie mit Pirinçcis *Akif auf Achse* – 30 harte politische Texte, darunter »Das Schlachten hat begonnen«, mit dem Pirinçci über Nacht zum politischen Autor und damit zum Enfant Terrible des Feuilletons wurde.



Die Einzelfälle
Warum der Feminismus stän-
dig die Straßenseite wechselt
160 S., 13 €



Gender ohne Ende
oder Was vom Manne
übrigblieb
72 S., 8 €

Vor Ellen Kositzkas *Das war's* ist niemand sicher: Weder der Trödelmarkt in Offenbach, noch die Tristesse der sachsen-anhaltischen Provinz und schon gar nicht Schnellroda selbst: Die Wochenrückblicke Kositzkas sind legendär!

Was sich schon lange abzeichnete, wurde in der Kölner Silvesternacht 2015 zur Realität: Hunderte »Einzelfälle« wurden zur *Einzelfälle*: Denn verteidigen kann sich eine Gesellschaft nur, wenn sie sich von angezüchteter Feigheit und politischer Blindheit verabschiedet.

Gibt es noch Männer, nach vierzig Jahren *Gender ohne Ende*, staatlich verordnetem *gender mainstreaming* und einer Verweiblichung des Verhandlungs-, Erziehungs- und Führungsstils? Stoßen wir nicht überall auf den Frauenversther? Kositzkas Bestseller – in der erweiterten, 5. Auflage!



Das war's
Diesmal mit Kindern,
Küche, Kritik
224 S., 13 €

Verlag  Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 4396 · Fax: (034632) 90 4397 · e-Post: vertrieb@antaios.de
www.antaios.de

Der Deutsche als Normopath

Hans-Joachim Maaz: *Das falsche Leben. Ursachen und Folgen unserer normopathischen Gesellschaft*, München: C.H. Beck 2017. 256 S., 16,95 €

Krank sei das und, ja, »geistesgestört«, was Merkel und »die da oben« angestellt haben mit der deutschen Flüchtlingspolitik, mit ihrem Lob der offenen Grenzen, mit ihrer Diffamierung von kritischen Stimmen. Solche Diagnosen hört man oft, sie werden aus zornigem oder hilflosem Affekt ausgerufen. Fachkundig ist diese Einschätzung natürlich nicht. Wenn nun mit Hans-Joachim Maaz, dem renommierten Psychoanalytiker und Psychotherapeuten – sein Buch über den Gefühlsstau (1990) zählt zu den echten Klassikern und verdient, abermals gelesen zu werden – sich ein Experte anschickt, nicht nur die Kanzlerin, sondern die ganze Gesellschaft auf die Couch zu bugsieren, darf man skeptisch gespannt sein: Ferndiagnose und ein Kollektiv als Patient? Ist das zulässig, kann die Diagnose zuverlässig sein? Maaz war vor anderthalb Jahren in die Schlagzeilen geraten, nachdem er Merkel einen narzisstischen Größenwahn und irrationales Handeln attestiert hatte. In seinem nun vorliegenden Buch zu den »Überangepaßten«, also an »Normopathie« Leidenden, holt er aus. Und zwar nicht zu einem Schlag, sondern zu einer gründlichen Fundierung seiner Thesen. Maaz ist für Schnellschüsse nicht zu haben, wir haben es hier keinesfalls mit einer polemischen Abrechnung zu tun. Alles andere als das! Darum benötigt er zunächst 128 Seiten (und zwei von vier Teilen des Buchs), bevor er *in medias res* geht. Diese Zeit und diesen Raum braucht es, um die Grundlagen einer Arbeit am »falschen Selbst« zu



klären. Wir lernen zunächst die unterschiedlichen Ausformungen und Entstehungsbedingungen eines verkümmerten Selbst kennen, die sowohl in der eigenen Biographie als auch in den Zeitläuften begründet sind: Woraus resultiert eine bedrohte, eine ungeliebte, abhängige, gehemmte, vernachlässigte oder überforderte Persönlichkeitsstruktur? Wie kommt es zu Abwehrmechanismen und Kompensationen wie Projektion, Spaltung und Reaktionsbildung, und woran erkennen wir, daß dies ungesund ist? Es ist keine einfache, sondern eine überaus dichte Lektüre. Maaz schreibt jedoch nicht nur eloquent, sondern pflegt eine klare Sprache. In Teil III widmet er sich dem Patienten Deutschland. Wie gehen wir mit dem Auslöser der aktuellen Schiefelage – der Flüchtlingskrise und den extremen Reaktionen darauf – um, wo liegen die Ursachen, wo Heilungschancen? Den Grenzöffnern und den Willkommensjublern bescheinigt er (in unterschiedlichem Maße, da wir es sowohl mit Tätern als auch mit Mitläufern zu tun haben) ein aus Illusionen und Irrationalitäten gespeistes »abhängiges« und »überfordertes Selbst«. Die Leugnung realer Bedrohungen, die phrasenhafte Selbstüberschätzung (»Wir schaffen das!«) gehören kernhaft zum Bild einer narzißtischen Persönlichkeitsstörung. Derart strukturierte Personen versteigen sich »zu Entscheidungen von unübersehbarer Tragweite, deren Last andere zu tragen haben, und mit Folgen, deren sachliches Kalkül durch den Rausch, das vermeintlich Gute zu tun, nicht mehr zugelassen wird.« Hinzu kommt, daß die derart »abgespaltenen« Bedrohungen nun auf einen ausgemachten Feind projiziert werden: auf Kritiker, mit denen man nicht in Dialog tritt, sondern die man nach allen Regeln dieser in-

validen Kunst diffamiert. Mit diesen als »rechtsradikal« Gebrandmarkten wird ein Stellvertreterkonflikt ausgefochten. Maaz kennt und benennt auch das »falsche Selbst« der (rechten) Merkel-Kritiker, aber er hält den außerparlamentarischen oppositionellen Affekt für eine heilsame Regung. Ihm »fällt der Eifer auf, mit dem provokante Sprüche als »Beweise« ausgeschlachtet werden, um die Kritik zu diffamieren und auf keinen Fall inhaltliche Wahrheiten zuzulassen. Was ist gefährlicher: ein dummer Spruch, der Affekte veröffentlicht, oder ein diffamierendes Argument, daß die inhaltliche Auseinandersetzung über konfliktreiche Entwicklungen verhindern will?« Falls es einen Einwand gäbe zu Maaz' Analyse, dann wäre es dieser: Er schreibt, die *Re-education* nach dem Zweiten Weltkrieg habe nicht oder nur oberflächlich stattgefunden, indem der Umgang mit Schuld kollektiviert worden sei. Dem könnte man mit Hinblick auf die subtile Psychopolitik mit ihren haarfeinen, sich tief ins Kulturleben windenden Verästelungen manches entgegenen. Wir sagen das bei manchem Buch: Das sollten sie lesen, die Machthaber und Wortführer! Maaz' kluges Buch über das falsche Leben möchte man ihnen nachgerade verordnen. Christian Marschall

Von wegen Schurkenstaaten

Robert Gerwarth: *Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs*, München: Siedler 2017. 480 S. 29,99 €

Der Autor, bereits mit einem Buch zum Bismarck-Mythos und einer vielgelobten Heydrich-Biographie hervorgetreten, untersucht in seinem neuen Werk die blutigen Auseinandersetzungen nach dem Ersten Weltkrieg, die in Folge des Zusammenbruches des Deutschen Reiches, der Habsburger Monarchie, des zaristischen Rußlands und des Osmanischen Reiches ent-

brannten. Die territoriale Umgestaltung des Kontinents, ausgeheckt von den siegreichen Entente-Staaten in Versailles, stürzte das alte Machtgefüge, das Europa seit dem Wiener Kongreß 1815 Stabilität gebracht hatte, ins Chaos. Der Nationalismus, der bereits 1914 in Sarajewo den Zündfunken ins Pulverfaß geschleudert hatte und bisher eingehengt werden konnte, brach sich nun unkontrolliert Bahn. Zahlreiche neue Staaten entstanden in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan, der Nahe und Mittlere Osten wurde unter den Kolonialmächten England und Frankreich neu aufgeteilt. Ergebnisse dieser Umwälzungen waren Bürgerkriege, Pogrome und Massenvertreibungen, die Millionen Menschenleben kosteten. In vier Teilen analysiert Gerwarth die Geschehnisse der Jahre 1917 bis 1923 – vom Sturm auf das Winterpalais in Petrograd bis zum Vertrag von Lausanne über das Staatsgebiet der Türkei – aus der Sicht der Kriegsverlierer sowie der Mitsieger zweiter Klasse Griechenland und Italien, die sich um die Früchte ihrer Kriegsteilnahme betrogen fühlten. Der Verfasser bricht mit der bisherigen Praxis der Historiker, in den untergegangenen Reichen der Hohenzollern und Habsburger Schurkenstaaten zu stehen, zu denen sie die blindwütigen Sieger in Versailles gestempelt hatten. Die neue politische Ordnung stellte sich als ein Machtungleichgewicht heraus, das viel konfliktrträglicher war als die Situation von 1914. 1918 schied mit dem Frieden von Brest-Litowsk Rußland als Kriegspartei aus. Die Mittelmächte suchten in einer allerletzten, erfolglosen Kraftanstrengung an der Westfront sowie in Venetien, den Krieg siegreich für sich zu beenden. Die Reise Lenins aus seinem Schweizer Exil über deutsches Gebiet nach Rußland hatte zum Oktoberputsch der Bol-



schewiki 1917 geführt – der Auftakt zum Kampf zwischen Roten und Weißen und zur Abspaltung zahlreicher Völker vom Mutterland. Auch die aus der Konkursmasse Österreich-Ungarns hervorgegangenen Staaten wurden von Aufständen und Revolutionen heimgesucht. Das in Wilsons 14 Punkten postulierte Selbstbestimmungsrecht der Völker förderte nicht die Ausbreitung der Demokratie, sondern brachte autoritäre Regime in Finnland, im Baltikum, in Polen, Ungarn und Jugoslawien an die Macht. Die junge deutsche Republik wurde von inneren Unruhen und Putschen geschüttelt. Die Türkei mußte sich wie Sowjetrußland gegen ausländische Interventionen zur Wehr setzen und versuchte, mit »ethnischen Säuberungen«, die vor allem Griechen und Armenier betrafen, vermeintliche Unruhestifter loszuwerden.

Ähnlich agierte das unter der Ägide der Mittelmächte 1916 wiedererstandene Polen, das bei Kriegsende mit Truppen in die preußische Provinz Posen einrückte und darüber hinaus versuchte, Ostpreußen, Danzig und Oberschlesien zu annektieren, und das nach einem Krieg mit Rußland Teile Litauens, Weißrußlands und der Ukraine erwarb. Rund eine Million Deutsche wurden vertrieben, und die rücksichtslose Polonisierungspolitik Warschaus sollte den Freiheitsdrang aller völkischen Minderheiten im Land ersticken. Gerwarths Sicht auf die Jahre nach 1918 ist nicht neu. Im wissenschaftlichen Diskurs der Zwischenkriegszeit gerade bei den Kriegsverlierern wurde oft auf die wenig friedvollen Folgen der Pariser Verträge hingewiesen. Dokumenteneditionen der Unterlegenen widerlegten die Behauptung der Sieger, allein die Mittelmächte seien verantwortlich für den Ausbruch des Weltkrieges gewesen. Leider kann der Autor sich nicht ganz von

einer Betrachtungsweise *ex post* freimachen. Obwohl es in den 1930er Jahren warnende Stimmen gab und der 30. Januar 1933 als Zäsur wahrgenommen wurde, sahen politische Beobachter Deutschland nicht auf Kriegskurs. Die Zeitgenossen – auch in den früheren Entente-Staaten – deuteten anfangs die Schritte zur Revision der Nachkriegsordnung durch Hitler – Einführung der Wehrpflicht, Besetzung des Rheinlandes, Anschluß Österreichs – als Beseitigung alten Unrechts und nicht als Vorbereitung auf einen neuen Weltkrieg. Die heute vehement kritisierte Appeasementpolitik der damals Verantwortlichen in London und Paris war in ihren Augen vielmehr der Versuch, alte Fehler wiedergutzumachen und Deutschland als gleichberechtigtes Glied im Konzert der europäischen Mächte anzuerkennen.

Olaf Haselhorst

Bären nach Moskau tragen

Iwan Iljin: *Wesen und Eigenart der russischen Kultur. Drei Betrachtungen*, Wachtendonk: Edition Hagia Sophia 2017. 186 S., 17,50 €

Der Einflüsterer Wladimir Putins hat, bundesrepublikanischen Leitartikeln zufolge, einen Namen: Iwan Iljin. Neben Alexander Dugin soll der zuerst von den Bolschewiken aus der Sowjetunion, dann auch von den nationalen Sozialisten aus Deutschland exilierte russische Staatsphilosoph »Chefideologe« des verhaßten Kremlpräsidenten sein. Grund genug für einen Sezessionisten von Format, neugierig zu werden! Leider ist dem Russischkundigen das verdächtige Denken dieses derart verdächtigten Menschen längst nicht so zugänglich wie das Dugins. Iljins umfangreiches Werk ist nur zu einem Bruchteil ins Deutsche übersetzt worden, und dies auch nur bis zu seinem Tode 1954. Um so erfreulicher ist es also, wenn ein deutscher Verlag die Ausgabe einer Schrift Iljins wagt.

Das Dumme ist nur, daß mit *Wesen und Eigenart der russischen Kultur* ein Titel ausgesucht wurde, der nicht dazu angetan ist, dem Leser einen Eindruck vom vielschichtigen, lebensnahen Denken Iljins zu verschaffen. Denn diese Spätschrift ist als »einfühlsamste Darstellung der christlich-orthodoxen Seele Rußlands« auf einen höchst spezifischen Leserkreis beschränkt, nämlich auf Liebhaber der klassischen russischen Literatur oder Freunde ostkirchlicher Pracht und Lebensart. Diese Zirkel aber kennen durch ihre Hausautoren die russische Seele auch ohne Iljin längst selbst, dem gemeinen Bewohner des Westens (wie etwa dem bundesrepublikanischen Leitarztikler) hingegen ist und bleibt sie weiterhin so fremd und zuwider, daß er kaum Neigung verspüren wird, ein solches Buch in die Hand zu nehmen. Da nützt es auch wenig, daß dieses Buch durch ein erläuterndes Vorwort, zahlreiche Bilder, einen Anhang mit Literaturhinweisen, eine Zeittafel und ein Personenverzeichnis seinen potentiellen Lesern die Lektüre erleichtern will. Der enge Zuschnitt des Themas ist weitab der heute im Westen obwaltenden Denk- und Wahrnehmungsmuster. So ist es schade, daß eine Gelegenheit vertan wurde, interessierte Nichttrassen mit dem profunden staatsphilosophischen Gedankengut Iljins bekanntzumachen, denn da gäbe es in der heutigen Lage durchaus viel zu lernen. Nicht zuletzt, wie man angesichts der buchstäblichen Vernichtung seiner Kultur nicht verzweifelt und aufgibt, sondern welche effektiven Maßnahmen man den Kräften der Zerstörung auch in der vermeintlich alternativlosesten Lage entgegensetzen kann und soll. Vorerst bleibt einem nur, aus Iljins drei aufeinander aufbauenden Betrachtungen über Seele, Glauben und den geschichtlichen Werdegang des russischen Volkes einen ersten Eindruck vom geistigen Format dieses Denkers zu gewinnen und seinen Problemlösungs-

ansatz wenigstens als These kennenzulernen, nämlich daß »jede Volkskultur eine lebendige organische Einheit ist, die in der Religion wurzelt. Warum? Weil die Religion in der unbewußten Seelentiefe lebt, [...] woher der schöpferische Geist seine Lebenskraft holt.« Für den Anfang ist dies nicht nichts.

Sophia Gatzmaga

Teils-teils: Sogenannte Grenzgänger

Matthias Stangel/Kristof Niese (Hrsg.): *Zwischen allen Stühlen. Grenzgänger im 20. Jahrhundert*, Augsburg: Wißner-Verlag 2017. 219 S., 19,90 €

»Zwischen allen Stühlen« und »Grenzgänger« sind ziemlich abgedroschene Formeln, auf die man im 20. Jahrhundert fast alles und jeden reduzieren kann. Zwischen allen Stühlen haben die Deutschen seit 1871 (seit 1918 mußten sie sogar knien) gegessen. Grenzgänger haben wir durch die radikalen politischen Einschnitte seit 1918 einige hervorgebracht, weil Sturheit im Zweifel tödlich sein konnte. Nun kann mit Grenzgänger jemand bezeichnet werden, der sich nicht festlegt, oder einer, dessen Weltanschauung nie in die notwendige Schablone paßte und der deshalb nie so richtig dazugehörte und deshalb immer zwischen allen Stühlen saß. Im vorliegenden Band geht es um zwei dieser Personen, die jeweils, immer anders, daneben lagen. Ernst Niekisch ist ein typisches Produkt der Nachkriegswirren, der sich erst auf der linken Seite verortete, in München Revolution machte und der schließlich zum Nationalbolschewisten wurde, die 1933 bekanntlich nicht reüssierten. Der Historiker Matthias Stangel schildert Niekischs nationalbolschewistischen Kampf gegen die Weimarer Repu-

blik und den Versailler Vertrag, den er nach 1933 nahtlos fortsetzte, was ihn für lange Jahre ins Zuchthaus brachte. In der DDR erblickte er dann das bessere Deutschland und belehrte die Deutschen über ihre Daseinsverfehlung. Als er die Nation 1953 auch hier veraten sah, ging er nach West-Berlin, wo er mit den Neuen Linken liebäugelte, denen dieser Widerständler zunächst willkommen war, bis ihnen dämmerte, daß dieser Widerstand schon vor 1933 begonnen hatte, was die mittlerweile arrivierten Linken zur Verstoßung veranlaßte, so daß Niekisch heute sein Leben als Teil von Mohlers Konservativer Revolution fristet.

Mit solch einer aufregenden Geschichte kann Ernst Nolte, dem sich der Historiker Gerrit Dworok widmet, nicht mit-halten. Nolte war zum einen ein fachwissenschaftlicher Grenzgänger, der als studierter Philosoph und Altphilologe zur Geschichtsprofessur kam und dieser Zunft neue ideengeschichtliche Perspektiven eröffnete. Dabei wurde aus dem Heidegger-Schüler zunächst ein Konjunkturlinker, der mittels eines linken Kampfbegriffs, des Faschis-

mus, den Ideologien der Zwischenkriegszeit zahlreiche Bücher widmete. Was ihn plötzlich auf der falschen Seite stehen ließ, war das Aussprechen einer schlichten Wahrheit: Daß es zwischen Kommunismus und Nationalsozialismus,

genauer: zwischen Kulaken- und Judenverfolgung einen »kausalen Nexus« gab. Das hat ihn zum wissenschaftlichen Paria gemacht, der heute wie Niekisch nur noch auf einer Seite Gehör findet. Weitere Aufsätze des Bandes widmen sich der Verwendung des Faschismus-Begriffs im *Kursbuch* (dem Zentralorgan der Neuen Linken) der 1960er und 1970er Jahre, dem Humor im Dritten Reich (hier wird mit dem Mythos aufgeräumt, daß einen jeder politische Witz



ins KZ gebracht hätte), der Bedeutung der nationalen Frage bei der Gründungsgeneration der Grünen, der Rechtswissenschaft und Rechtsprechung im 20. Jahrhundert (Grenzgang zwischen Naturrecht und Rechtspositivismus) und der deutschen Elektroindustrie am Beispiel der Familien Siemens und Rathenau, die jeweils unterschiedliche Strategien verfolgten und erfolgreich waren. Der Ertrag der Beiträge zum Thema des Bundes bleibt, so lesenswert sie teilweise sind, bescheiden, was nicht zuletzt der floskelhaften Themenstellung selbst geschuldet ist. Mit Niekisch und Nolte sind aber zwei Typen vertreten, denen in Zukunft wieder mehr Aufmerksamkeit zuteil werden wird, weil ihre Grenzgänge (Nation und soziale Frage, Geschichte und Geschichtspolitik) vitale Zukunftsinteressen des deutschen Volkes berühren.

Fritz Keilbar

Vegan avant la lettre

Bernd Wedemeyer-Kolwe: *Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland*, Darmstadt: Philipp von Zabern 2017. 208 S., 29,95 €

Wer im Vorwort zu einem Buch, das sich mit einem Phänomen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg widmet, zweimal das Wort »rechtsextrem« verwendet, kann eigentlich nicht als satisfaktionsfähig bezeichnet werden. Zumal dann nicht, wenn er damit den Maler Fidus charakterisieren möchte. Daß man die Lektüre dennoch wagt, liegt an einem objektiven Mangel, den das Buch beheben möchte. Zur Lebensreformbewegung, die spätestens seit der Reichseinigung von 1871 den durch die moderne Zivilisation verursachten Schäden abhelfen wollte, liegen zahllose Einzeluntersuchungen zu verschiedenen Strömungen, Akteuren und Regionen vor. Es gibt auch ein hervorragendes Handbuch, und mit dem zweibändigen Ausstellungskatalog von 2001 sind alle iko-

nographischen Ansprüche erfüllt. Was es jedoch nicht gibt, ist eine knappe Gesamtdarstellung, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Die wollte der Volkskundler und Sporthistoriker Bernd Wedemeyer-Kolwe ausdrücklich abliefern.

Der Autor bemängelt eingangs, daß sich in der gegenwärtigen Literatur zum Phänomen eine begriffliche Beliebigkeit breit gemacht habe, die jegliche Ausformungen des Geistes nach 1871 der Lebensreform zuschläge und diese bis in die Gegenwart verlängere. Er beschränkt sich daher auf die Themen der »Selbstreform«: Ernährung, Naturheilkunde, Körperkultur sowie Siedlung, und konzentriert sich dabei auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. So naheliegend diese Herangehensweise auf den ersten Blick sein mag, so wenig kann sie erklären, was uns bis heute an dieser Bewegung fasziniert. Denn die Themenfelder, die Wedemeyer aufmacht, können ja mittlerweile als Mainstream gelten: Wir essen morgens Müsli, bekommen in jeder Drogerie Hausmittel gegen Erkältung, gehen ins Fitneßstudio und haben eigentlich nur beim Siedeln Defizite, die sich recht leicht erklären lassen. Das Faszinosum hat aber andere Ursachen: Zum einen liegt es in der Konsequenz, mit der einzelne Ernst gemacht haben mit ihren Überzeugungen, und zum anderen ist es die geistige Freiheit vieler dieser Leute, die der Massenkultur etwas entgegensetzen wollten. Nicht zuletzt ist in der Lebensreformbewegung das kulturkritische Moment des deutschen Geistes manifest geworden. Bei Wedemeyer stehen alle geistigen Bezüge unter Ideologieverdacht, egal ob links oder rechts, weil sie natürlich Reserven gegen den westlichen Rationalismus und die demokratische Gleichschaltung der Gesellschaft artikuliert haben. Er richtet seinen Blick lieber auf Skurrilitäten, um sie der Lächerlich-

keit preiszugeben. Wedemeyer, der sich viel auf seine begriffliche Schärfe zugute hält, ist selbst in vielem inkonsequent und muß es sein, eben weil er die Dimension des Geistigen notorisch mißachtet. Neben kleineren Fehlern (Friedrichshagen war ganz sicher keine Siedlung, die Neue Gemeinschaft auch nicht, und die war auch nicht in Friedrichshagen) stören einige Redundanzen. Merkwürdig ist auch, daß Wilhelm Stapel, dessen Spott über manche Auswüchse (völkischer Weltanschauung oder konsequenten Vegetarismus') Wedemeyer des öfteren zitiert, hier als Satiriker und Journalist auftaucht. Entweder ist Wedemeyer liberaler als sein Buch vermuten läßt, oder er weiß nicht, wer Stapel ist (seiner Klassifikation nach sicher ein Rechtsextremmer). Zuletzt: Wenn das Buch als wissenschaftlicher Einstieg gedacht sein soll, als das es nicht taugt, wäre es sinnvoll gewesen, statt der alphabetischen Literaturliste, die Quellen nicht von Literatur scheidet, eine kommentierte und thematisch gegliederte Bibliographie abzudrucken.

Erik Lehnert

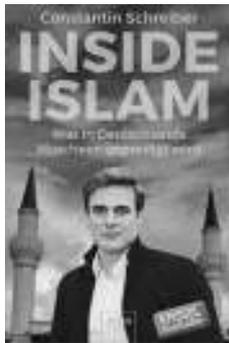
Keine Brücke nach Deutschland, nirgends

Constantin Schreiber: *Inside Islam. Was in Deutschlands Moscheen gepredigt wird*, Berlin: Econ 2017. 240 S., 18 €

Constantin Schreiber hat eine Schwelle übertreten, über die nur wenige Deutsche geschritten sind: die zur Moschee. Wenn über das muslimische Freitagsgebet geredet wird, denkt mancher an »Haßpredigten«. Schreiber, mit dem Grimme-Preis ausgezeichnete Journalist, dachte das nicht. Er dachte an »Einzelfälle« und ging von einem breiten Spektrum der Gebetsinhalte aus. Zwischen Hochsommer und Silvester 2016 hat der Ara-



bisch sprechende Autor Freitagsgebete in Moscheen in Berlin, Leipzig, Magdeburg und anderen Städten besucht. Sein Fazit: Es gibt keine Bandbreite! Was hat er gehört? Bestenfalls: konfuse Weltabgewandtheit. Schlimmstenfalls: Haß gegen Juden und Jesiden, gegen die Demokratie. Und fast durchgängig: eine Warnung vor dem Leben in Deutschland. In keiner einzigen Predigt (und Schreiber zieht noch heute weiter durch die Moscheen) hat er gehört, daß der Imam in irgendeiner Weise »eine Brücke nach Deutschland« geschlagen hätte. Es fand keine Bereitschaft zu »interreligiösem Dialog«, zu »Toleranz«. Zudem stellt er fest: Sämtliche Moscheen waren »altmodisch« eingerichtet, er fand kein Pendant zur zeitgenössischen christlichen Sakralbauarchitektur (der Leser zwin-kert heimlich!). Zu manchen Moscheen hatten Frauen keinen Zutritt. Schreiber hat die gehörten Predigten hier in voller Länge in deutscher Übersetzung abgedruckt. Wie viele Moscheen es in Deutschland gibt und wie viele Muslime, ist nicht annähernd bekannt. Da das Statistische Bundesamt bei der letzten Volkszählung auf die (freiwillige) Frage nach der Religionszugehörigkeit keine belastbaren Ergebnisse ermitteln konnte, wird nun nicht mehr gefragt. Anders als es der vielzitierte »Religionsmonitor« der Bertelsmann-Stiftung nahelegte (Schreibers Erkenntnisse weichen gelegentlich von diesen beschwichtigenden Studienergebnissen ab), sind sehr viele junge Leute unter den Freitagsbetern; beispielsweise in der Karlsruher Hagia-Sophia-Moschee sogar zahlreiche Schulbuben – zur Schulzeit! Wie kommt's? Schreiber hat sich redlich bemüht, dies und anderes in Erfahrung zu bringen, zumal TV-Talkshows doch den Eindruck vermitteln, daß wir



es bei wort- und federführenden Moslems mit offenen und gesprächsbereiten Menschen zu tun haben. Acht Imame (von 13 Moscheen) verweigerten das Gespräch, meist unter Ausflüchten, selten mit einem direkten »Nein«. Schreiber beschreibt auch seine Schwierigkeiten, mit akademischen Koryphäen der Islamwissenschaft ins Gespräch zu kommen und einen Übersetzer zu finden, der sämtliche Predigten wortgetreu ins Deutsche bringt. Der Autor, Christ des Jahrgang 1979 – nie *undercover*, sondern stets mit offenen Absichten, nach denen ihn interessanterweise keiner seiner religiösen Gesprächspartner fragt!, unterwegs – hat in mehrfacher Hinsicht eine mustergültige journalistische Arbeit vorgelegt: Erstens ist das Buch voraussetzungslos lesbar, Schreiber liefert eine knappe Einführung in Geschichte, Richtungen und Ausformungen des Islam. Zweitens sind seine Reportagen klar gegliedert: Was waren die Nachrichtenthemen in der je dem Freitagsgebet vorangegangenen Woche? Wo liegt die besuchte Moschee, wie stellen sich Räumlichkeiten und Publikum dar? Nach dem vollständigen Abdruck der Predigt schildert Schreiber seine Gespräche mit dem Imam (der nur in Ausnahmefällen deutsch spricht, falls er überhaupt ansprechbar ist) und anschließend mit akademischen Experten. Schreiber ist ein guter Beobachter, ihm fällt auf, das türkische Moscheebesucher sich gern mit ihren Mobiltelefonen beschäftigen, wohingegen Araber darauf verzichten. Türkische Predigten hat er als deutlich am nationalistischsten erlebt. Ein dritter Beleg für die Mustergültigkeit (nun im Sinne einer typischen Reaktion) von *Inside Islam* ist dies: Nachdem Schreiber haßerfüllte Predigten gehört, mit offenkundig verlogenen Imamen gesprochen und vernom-

men hat, daß die »Weihnachtsgefahr« ein Dauerthema ist (weshalb in Gegenden mit hohem Migrantenteil sämtlicher Adventsschmuck aus den Schulen verschwunden ist), zeigt sich der Autor nicht empört oder fassungslos. Nein, er ist »ernüchtert«.

Ellen Kositzka

Ihr Herren!

Wilhelm Stapel: *Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus*, Neustadt an der Orla: Arnshaugk 2016. 254 S., 24 €

Stapels Buch ist für heutige Ohren zweifellos starker Tobak, insbesondere wenn man sich an das Finale hält: »Stolze Jünglinge und eine unterworfenen Nation – wie geht das zusammen? In Eurer Bitterkeit gärt die Zukunft. Euer Stolz muß von Gott belohnt werden mit dem Führer, der euch zu Herren macht über die weiten Länder, die Eurer Herrschaft bestimmt sind. Eurer Herrschaft, die wieder Größe und Glanz bringen soll in diese dumpf gewordene, dem Geld und der Gemeinheit verfallene Welt.« Wenn man sich dann noch vor Augen führt, daß das Buch erstmals 1932 erschienen ist, dürfte sich so manche Assoziationskette schließen und bei wohlwollenden Gemütern zumindest die Frage auftauchen, warum wir das heute wieder lesen sollten. Das Vorwort, das der Verlag der Neuausgabe vorangestellt hat, vermag dazu nicht viel Erhellendes beizutragen. Die von Stapel behandelten Probleme seien aktuell, weil seine Kritik des christlichen Moralismus und die Betonung der »mythischen Sendung« der Deutschen zum Wohle Europas etwas zur Klärung gegenwärtiger Herausforderungen beitragen können. Leider erfährt man aus dem Vorwort weder, wer Wilhelm Stapel war, noch gibt es Hinweise, die den Kontext, in dem Stapels Buch 1932 erschien, verständlich machen würden. Wen es interessiert, wird in Mohlers *Kon-*

Alain de Benoist

KULTURREVOLUTION VON RECHTS

Dresden 2017, 207 Seiten, gebunden

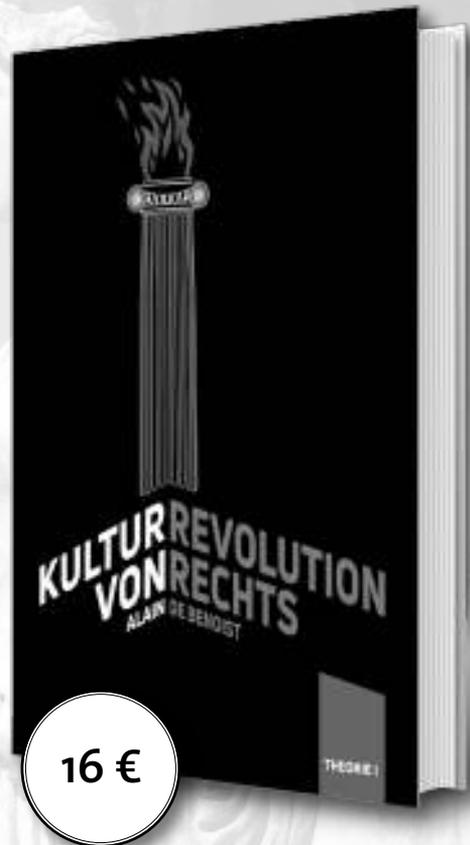
Alle großen Revolutionen der Geschichte haben nichts anderes getan, als eine Entwicklung in die Tat umzusetzen, die sich zuvor schon unterschwellig in den Geistern vollzogen hatte. Man kann keinen Lenin haben, bevor man einen Marx hatte. Dies ist die Revanche der Theoretiker – die nur scheinbar die großen Verlierer der Geschichte sind. Eines der Dramen der Rechten ist ihre Unfähigkeit, die Notwendigkeit zu begreifen, daß auf lange Frist geplant werden muß.

Diese Feststellung Alain de Benoists von 1985 gilt noch immer. Er lernte dabei ausdrücklich von Antonio Gramsci. Der italienische Marxist hatte festgestellt, daß jede Bewegung, die auf Erlangung von Hegemonie hinarbeite, zunächst ihre Ideen im vorpolitischen, im kulturellen Raum als führend setze. Danach erst könne auch politische Hegemonie errungen werden.

Alain de Benoist setzte sich intensiv mit der Hegemonietheorie Gramscis auseinander. Die Folge war die vorliegende *Kulturrevolution von rechts*. In dieser Schlüsselschrift ist

nicht nur eine erste neurechte Gramsci-Exegese enthalten, sondern im Kern all das, was die Denkbewegungen Alain de Benoists bis heute ausmacht: metapolitische Überlegungen, Lagergrenzen überwindendes Suchen nach neuen Wegen, die Nutzbarmachung ganz unterschiedlicher Denker, Politiker und Ideenhistoriker.

Es gilt, sich den vorpolitischen Raum von Linksliberalen und Neoliberalen zurückzuholen. *Kulturrevolution von rechts* ist dabei ein unverzichtbarer Wegbegleiter.



**JUNGEUROPA
VERLAG**

Jungeuropa Verlag || Lingnerallee 3 || 01069 Dresden
vertrieb@jungeuropa.de || www.jungeuropa.de

servativer Revolution fündig. Demnach war Stapel einer der wichtigsten jungkonservativen Autoren, der insbesondere durch seine Herausgabe der Zeitschrift *Deutsches Volkstum* von 1919 bis 1938 wirkte. *Der christliche Staatsmann* ist sein Hauptwerk, das wie Jüngers *Arbeiter* ganz knapp vor der Zeitenwende von 1933 erschien. Stapel bietet darin zunächst einen Überblick über die christlichen Staatstheorien von Jesus, Augustinus, Luther und Friedrich Julius Stahl, in dessen *Christlichem Staat* er die Anwendung des Idealismus auf den Gegensatz von Staat und Christentum erblickt. Stapels Grundfrage ist die klassische nach dem Verhältnis von Gehorsam gegenüber dem Staat und Gehorsam gegenüber Gott. Sie lautet: »Wie können wir Christen sein, ohne vom Reich abzufallen?« Damit ist Stapels zweite Größe benannt, um die er ringt. Politisch geht es ihm um die Wiedererrichtung des Reiches, das nur mit einem christlichen (Gott-)Kaiser möglich ist: »Das eine Reich ist der schöpfungsmäßige Sinn der Weltgeschichte.« Und den müssen die Deutschen erfüllen. Stapel hat damit sicherlich die anspruchsvollste Ausarbeitung einer Eschatologie geliefert, die das Christentum einer bestimmten historischen Erscheinung, dem deutschen Volk, zuordnet. Daß dieser nationalkirchliche Gedanke kein deutscher Spleen ist, versucht Stapel mit Hinweisen auf die Ostkirchen zu belegen, nur daß der deutsche Anspruch über die eigene Nation hinausreicht. Ähnliche Gedanken, die noch ganz ernsthaft davon ausgingen, daß am deutschen Wesen die Welt genesen wird, finden sich unter den Ideen von 1914, denen sich Stapel verpflichtet weiß. Aus heutiger Perspektive muß das alles wie eine Antizipation des Großdeutschen Reiches Hitlers erscheinen. Und doch ist es durchaus nicht so gemeint, da Stapel im NS eher einen negativen Auslöser dafür sieht, daß die Zeiten wieder konservativer und gläubiger werden,

woraus sich die »antisäkulare Front« formen soll. Was Stapel hier bietet, ist Metapolitik im klassischen Sinn. Aber er muß sich heute die Frage gefallen lassen, inwieweit er die Offenbarung als Offenbarung ernst nimmt und nicht ungewollt durch die Hintertür die Beliebigkeit hineinläßt: Was Stapel der Nationalismus, den er mit dem Christentum versöhnen will, ist, das ist vielen anderen der Antifaschismus oder eine andere Ideologie. Für Konservative vom Schlage eines Ernst Ludwig von Gerlach, der als Theokrat und Bismarckgegner den Nationalismus ablehnte, wären Stapels Überlegungen pure Ketzerei gewesen. Das sind sie heute wieder (wenn auch aus anderen Gründen) und deshalb lesenswert.

Erik Lehnert

Flaig zeigt Flagge

Egon Flaig: *Die Niederlage der politischen Vernunft. Wie wir die Errungenschaften der Aufklärung verspielen*, Springe: zu Klampen 2017. 416 S., 24,80 €

Von einem *Merkur*-Artikel 2007, der die These von der Singularität der NS-Verbrechen als trivial herausstellt, über die heftige Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas' Fälschungen im Historikerstreit (*FAZ*, 2011) bis zu einem Beitrag in der *Historischen Zeitschrift* 2016, der Gedächtnispolitik als unwissenschaftlich brandmarkt, äußert der Historiker Egon Flaig couragiert Einwände gegen geschichtspolitische Korrekturen. Im Mittelpunkt von Flaigs neuestem Buch steht der Versuch, die Bestandteile der politischen Urteilskraft herauszuarbeiten: Geschichtliches Wirken von Menschen fordert Kosten; jede historische Errungenschaft kann verlorengehen, auch allgemein geschätzte wie Demokratie und Wissenschaft; die Ressourcen sind

im Gegensatz zu menschlichen Bedürfnissen endlich; die hohe Bedeutung der Sinnqualität menschlichen Handelns ist zu berücksichtigen. Hintergrund ist der Hypermoralismus von weiten Teilen der medialen wie politischen Eliten, der vom Verfasser klar zurückgewiesen wird.

Flaig möchte den Universalismus der Aufklärung retten. Die Postulate von Wahrheit und Wissenschaftlichkeit – beide schon länger unter Beschuß der einflußreichen Gegenwartsströmungen Poststrukturalismus und Dekonstruktivismus – verteidigt er engagiert. Er setzt sich mit verschiedenen Formen des Kulturrelativismus auseinander, dessen Philosophie allen multikulturalistischen Doktrinen zugrunde liegt. Unter diesem Blickwinkel hebt er Affinitäten zwischen der faschistoiden Kolonialismus-Kritik Frantz Fanons, dem Poststrukturalismus Michel Foucaults, dem wirkmächtigen Denken des Ethnologen Claude Lévi-Strauss, der Apotheose der Differenz bei Charles Taylor und Alfred Rosenberg sowie dem neurechten Ansatz Alain de Benoists hervor. Am Ende der Erörterungen, die sich vehement gegen die Auflösung des Politischen zur Wehr setzen, steht das praktische Ergebnis dieser kritischen Ansätze: die traurige Realität kulturell wie religiös legitimierten Terrors der mehr und mehr zerfallenden europäischen Gemeinwesen, für die »Molenbeek« eine tragische Chiffre geworden ist. Wie sehr sich

der Rostocker Emeritus in die Niederungen der Politik begibt, zeigt seine sachliche Analyse des angeblichen Unworts »Lügenpresse«, das einen wahren Kern offenbare. Abgesehen von etlichen Flüchtigkeitsfehlern (Korrektorat!) bietet Flaigs Studie Rüstzeug für alle, die sich der migrationsbedingten Zerstörung Europas entgegenstellen.

Felix Dirsch



Noch ein Syrienbuch?

Michael Lüders: *Die den Sturm ernten. Wie der Westen Syrien ins Chaos stürzte*, München: C.H. Beck 2017. 176 S., 14,95 €

Es gibt eine Anzahl an Büchern, die sich kritisch mit dem Verhalten westlicher Nationen im seit 2011 anhaltenden Syrienkrieg auseinandersetzen. Neben Tim Andersons *Der schmutzige Krieg gegen Syrien* sind es insbesondere Karin Leukefelds Studien, die den gängigen Schwarz-Weiß-Schilderungen (aka »Narrativen«) – wonach ein verrückter Präsident Krieg gegen sein Volk führt, das von westlich gesponserten Rebellen »geschützt« wird – eine kritische Gegenerzählung zur Seite stellen. Andersons und Leukefelds Argumentationsstränge sind plausibel; sie legen u. a. dar, daß der Krieg eher nach Syrien getragen wurde, als daß er ein authentischer Bürgerkrieg wäre. Sie verweisen auf die materiellen, ideologischen und strategischen Interessen der Konfliktparteien, auf die eskalierende Rolle der Golfstaaten, auf Waffenlieferungen der USA an salafistische »Oppositionelle«, auf dschihadistische Netzwerke, auf suggestive Bildmanipulationen der Massenmedien. Ihre Forschungen basieren auf Hintergründen und Vor-Ort-Recherchen. Und doch bleiben die Bücher (*Sezession* 74) auf ein Fachpublikum beschränkt, werden kaum debattiert und stürmen infolgedessen keine Bestsellerlisten. Anders die neue Publikation von Michael Lüders. Der ehemalige Nahostkorrespondent der *ZEIT* nimmt in vorliegender Streitschrift ähnliche Standpunkte ein wie Anderson, Leukefeld et al. Doch findet er Gehör, weil er als bekannter Autor aus dem bundesdeutschen »Mainstream« über einen anderen Resonanzraum verfügt als ein australischer Professor (Anderson) oder eine antiimperialistische Journalistin (Leukefeld). Deshalb ist Lüders' Fortsetzung von *Wer den Wind sät* (2015)

so wichtig. Denn er kann mit seiner Aufklärungsarbeit Schichten erreichen, die ansonsten kaum in Berührung mit Nahostanalysen kämen, die den tonangebenden transatlantischen Deutungen von *FAZ* bis *Jungle World* entgegenwirken. Man verzeiht dem Autor daher gewisse Zugeständnisse an die herrschende Meinung, wenn er – ohne Untersuchungen mit gegenläufiger Beweisführung zu konsultieren – die Mär vom friedlichen Aufstandsbeginn 2011 wiedergibt, also die islamistische Sprengkraft und Militanz der ersten, von der radikalsunnitischen Muslimbruderschaft gestützten Protestwelle unterschlägt. Von solchen Unzulänglichkeiten abgesehen belegt Lüders hervorragend, daß ohne die massive, traditionsreiche Einmischung von außen der Konflikt in

Syrien nicht derartig eskaliert wäre. Millionen Menschen wären von Flucht, Leid und Tod verschont geblieben. Und der Westen hätte weniger Sturm durch islamistischen Terrorismus geerntet. Mag der Untertitel übertrieben anmuten – nicht nur westliche Akteure schürten den Flächenbrand, sondern desgleichen Saudi-Arabien und Katar –, so sind aus Lüders' Analysen mehrere Rückschlüsse zu ziehen. Die Forderung nach einem Ende der Sanktionen gegen Syrien gehört zu den dringlichsten.

Benedikt Kaiser

Tagebücher, zerfleddert

Janosch Steuer: »*Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse*«. *Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939*, Göttingen: Wallstein 2017. 611 S., 49,90 €

Historiker Janosch Steuer (Jahrgang 1983) hat aus seiner Dissertation ein vielversprechendes Buch edieren lassen. Interessant klingt zunächst vieles: Steuer hat rund 140 weit-

gehend unveröffentlichte Tagebücher von Privatpersonen aus den Jahren 1933 bis 1939 ausgewertet, um private Einsichten über diese einschneidende Wendezeit auszuwerten, jenseits von diplomatischen Notizen, prominent inszenierter Literatur und historiographischer Rückschau. Er hätte eine Fundgrube eröffnen können! Die Wertung »Pustekuchen!« dürfte nonchalant diesen Anspruch konterkarieren. Denn: Weder Steuwers Systematik noch seine Sprache überzeugen. Hier hat sich jemand an seinem Fleiß, seiner Beflis-



senheit und der offenkundigen Fülle des Materials überhoben! Das Verzeichnis über »Quellen und Literatur« führt über 1000 Bücher und Artikel auf. Wer könnte diese Fülle sichten, gültig einordnen? Steuer nicht. Sein Anspruch war, zweierlei zu zeigen: er-

stens: wie die Deutschen »in der stillen Kammer« auf die Herausforderungen des NS reagierten; zweitens: inwiefern diese Reaktionsweisen das Regime prägten. Steuer ist es vor lauter wissenschaftlich-zerstreuter Betulichkeit nicht gelungen, seine Erkenntnisse aus den Tagebüchern nutzbar zu machen, es gibt hier nicht mal Faksimiles einiger Tagebuchseiten! Nicht nur, daß seine Arbeit für den »interessierten Laien« wegen Ermangelung eines roten Fadens unlesbar ist, auch in wissenschaftlicher Hinsicht ist sie ungenügend. Glasklare Zitate verweisen auf eine Fußnote, die »So etwa ...« anlautet, sprachlich wird hundertfach gepatzt, verwurstet wird (ohne kundige Zuordnung) alles, was in den Zeitraum oder das Metier paßte. Repräsentative Textprobe: »Flucht, Verhaftung, Folter und Tod sind die offensichtlichsten und existentiellsten Formen, in denen der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft erlebt wurde.« Haben die Wallstein-Leute eigentlich ein Lektorat?

Ellen Kositzka

Briefe an alle und keinen

SO TRAUIG UND WORTKARG,
WERTER DR. WEISSMANN,

ist selten ein Aphorismus aus Ihrer Feder auf uns gekommen wie dieser jüngst: »Es gibt keine feinen Leute mehr.« Punkt.

Ein Gedankensplitter trifft uns, wenn er Assoziationen freisetzt. Unfeiner ausgedrückt: wenn er uns zum Grübeln bringt. Voilà: Wo verkehren Sie? Warum und mit wem? Ist »Leute« nicht ein dehnbare Begriff? Denken Sie dabei mehr an »feine Kerle« oder »feine Damen«? Ist der angesagte, vielgebrauchte Spruch, man sei »fein damit«, in seiner ganzen Weichheit selbst unfein? Was ist mit diesen Cookies in diesem Internet, die man zulassen kann, indem man auf die »Fein!«-Taste klickt? Oder mit den hübschen und fraglos freundlichen Hostessen, die man unter feinsein.net buchen kann? Oder: Waren Sie mal in Irland? Die sind fein dort!

Genug der Späßchen: Alles nicht fein genug? Gab es nicht mal so eine Redewendung, »sich zu fein sein«? Bitte: Kopf nicht hängen lassen, niemals! Einfach mal vor den Spiegel treten, das Luther-Buch unterm Arm: Es gibt sie noch, die feinen Dinge und die feinen Leute!

Ihre Grobiane

MARGARETE STOKOWSKI,

Sie haben sich ja bereits »untenrum frei« gemacht, wunderschöner Buchtitel übrigens! Aber im Oberstübchen hapert's noch, da muß mal aufgeräumt werden. Los geht's: Sie ärgern sich, daß (mit Blick auf die »Rechten«) alle anderen so 'ne Angst haben und sich mit folgendlosem »Scheißfinden« begnügen. Sie gehen da weiter? Wirklich? Wenn wir richtig gelesen haben, sind wir für Sie doch nur Kropfzeuch, das »rassistisches Zeug labern will«, »autoritätsgeile Träume« hat und sich nach »schönen deutschen Landschaften mit paarungswilligen Paarhufern« sehnt.

Lassen Sie's raus, es muß raus, sonst bleibt's drin! Aber: Ob das qualitativ mehr ist als Scheißfinden?

Fragen wir uns wirklich.

ORDENTLICHE MENSCHEN

suchst Du, liebex Studentx, für Deine »WG« in Offenbach also. Nee, pardon: »in gesundem Maße ordentlich«, darum geht's Dir! Klingt glatt nach Normativität, Kasernenton, Sekun-

därtugend und einer gewissen Abwertung von kranken, also nicht »in gesundem Maße« Ordentlichen. Dezidierter klingen da Deine anderen Bedürfnisse, wir dürfen Deine Anzeige zitieren? »Antisemitismus, Rassismus, Patriotismus, Sexismus und Homophobie gehen gar nicht.



Falls Du dir diesbezüglich unsicher bist, schreib mir bitte nicht.« Jetzt hast Du's: Wir brauchen gar keinen keimfreien gesundordentlichen Mitwohnplatz, wir sind ständig und vor allem in zwei von Dir aufgelisteten Punkten unsicher – und schreiben Dir trotzdem! Extra desdewegen! Patriotischen Gruß!

LIEBE HENGAMEH YAGOOBIFARAH,

daß »normschöne Linksradikale im Shabby-Look ankommen« und Dir als a) nichtweiße, b) nichtgroße, c) nichtschlanke d) Transperson aufgrund Deines »Styles« und Deines Makeups »Vorwürfe der Oberflächlichkeit und Unterwürfigkeit« machen, ist fraglos scheiße. Ja, Du kannst Dir es wahrlich nicht leisten, »in lookistischen queerfeministischen Räumen« eine »Egal-Haltung hinsichtlich des Aussehens zu haben«. Ist wahr. Ist traurig. Ist auch egal, andererseits! Wenn Dir Deine »Piercings, Tattoos, sogar die Unterwäsche« dabei helfen, mit »Genderbeklemmungen, Fat-Shaming und Rassismus umzugehen«, dann ist das doch völlig okay! Jedenfalls für uns, wo wir doch auch mit Beklemmungen, *Shaming* und Rassismus umzugehen haben, täglich, und noch nicht einmal das WG-Zimmer in Offenbach klarmachen können deswegen.

Ganz selten, quasi nie in einem Boot mit Dir
Deine Rechten

Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2017 im fünfzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

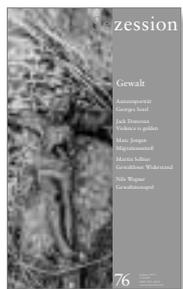
- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2017

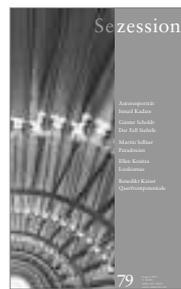
Neuabonnenten erhalten als Prämie zwei Studien des Instituts für Staatspolitik (IfS) portofrei geliefert.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra

Überblick 2017, 15. Jahrgang



Heft 76 / Februar / 11 €
Thema: »Gewalt«
60 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Georges Sorel
Jack Donovan
Die harte Währung Gewalt
Lutz Meyer
Keine Gewalt! – ein Traum
Marc Jongen
Migration und Streßtraining



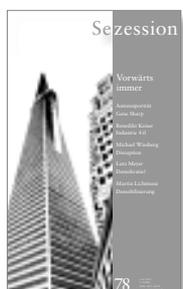
Heft 79 / August / 11 €
offenes Heft
68 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Erhart Kästner
Philip Stein
Warburg 1817
Lutz Meyer
Sammeln – eine Leidenschaft
Konrad Gill
Luther – ein Gespräch



Heft 77 / April / 11 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Rolf Peter Sieferle
Frank Lisson
Blinde Flecken
Götz Kubitschek
Selbstverständlichkeiten
Nils Wegner
Kognitive Biowaffen



Heft 80 / Oktober / 11 €
Thema: »Parteiherrschaft«
60 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Alexis de Tocqueville
Wiggo Mann
Soziologie des Parteigängers
Felix Menzel
An der Lostrommel
Martin Lichtmesz
Walden, Ungehorsam, Thoreau



Heft 78 / Juni / 11 €
Thema: »Vorwärts immer«
60 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Michel Houellebecq
Stefan Scheil
Die Balfour-Deklaration
Benedikt Kaiser
Nationengese
Michael Wiesberg
Disruption



Heft 81 / Dezember / 11 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Hans-Dietrich Sander
Benedikt Kaiser
Neues von der Querfront
Olaf Meyer
100 Jahre Brest-Litowsk
Briefe an
Alle und Keinen

Die Alternative wird kaum als Alternative funktionieren, wenn ihre Spitze sich den Snobismus der Altparteien gönnt, das heißt immer ein Stückchen weiter links als die Basis steht.

(Karlheinz Weißmann)